Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Orphal, Wilhelm Christian,

Musterung aller bisher mit Recht oder Unrecht für giftig gehaltenen Thiere Deutschlands

Leipzig 1807

Oecon. 1353
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10298099-8

Oec. 1353.

Oeconomica. De animalibus nocentibus AAA.

~~Oec. spec. N. 186.~~

R

Musterung

aller bisher

mit Recht oder Unrecht

für

giftig gehaltenen Thiere Deutschlands.

Von

Wilhelm Christian Orphal.

Leipzig,
bey Paul Gotthelf Kummer.
1807.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Einleitung.

So sehr man sich auch bisher bemüht hat, naturhistorische Kenntnisse selbst unter der gemeinen Volksklasse zu verbreiten, so sehr herrschen doch noch mancherley Vorurtheile in der Naturgeschichte, die unsere Vorfahren bloß, weil sie die Natur und ihre Wirkung zu wenig kannten, auf uns übergetragen haben.

Dahin gehören vorzüglich die mancherley Vorurtheile in Ansehung der giftigen Thiere.

Nicht allein Kinder und der gemeine Mann, sondern auch erwachsene Personen aus den höhern und gebildeten Ständen fürchten oft ein Thier, als giftig und gefährlich, das es doch nicht ist, und achten dagegen oft auf ein anderes nicht, das wirklich giftig ist, und ihnen daher auf mancherley Art gefährlich werden kann.

Aengstlich ruft der besorgte, aber in der Naturgeschichte unkundige Vater seinen Kindern zu,

 wenn

wenn die unschuldige Blindschleiche im Wege liegt, weil er ihre Natur nicht kennt, und sie für giftig hält; und verzehrt dann wieder sorglos mit seinen Kindern eine Trappe oder eine Barbe, wodurch sie doch so leicht gewissermaßen vergiftet, oder ihnen doch starkes Brechen und Koliken verursacht werden können.

Wie viel ruhiger können wir also die schöne Natur betreten, wie viel sorgloser von ihren Erzeugnissen genießen, wenn wir die Eigenschaften eines jeden Naturprodukts kennen, und daher das Schädliche von dem Unschädlichen, das Genießbare von dem Ungenießbaren, ja die schädlichen Theile von den unschädlichen Theilen der selbst genießbaren Thiere zu unterscheiden wissen.

Es giebt freylich weniger giftige Thiere, als man bisher, noch von den Vorurtheilen unserer in der Naturgeschichte so unkundigen Vorfahren gefesselt, geglaubt hat; aber auf der andern Seite glaube ich doch auch behaupten zu können, daß mehrere neuere Naturforscher manches Thier für nicht giftig, unschädlich und in der Haushaltung der Natur für sehr nützlich ausgegeben haben, das

doch in gewissen Verhältnissen, bey gewissen Zufällen, oder selbst durch die mancherley Nahrungsmittel, die es genießt, wenigstens in Beziehung auf den kultivirten Menschen, als ein giftiges und gefährliches Thier, so sehr unsere Aufmerksamkeit verdient.

Um daher diesen gewiß für jeden Menschen wichtigen Gegenstand, wenigstens so weit unsere Entdeckungen reichen, zu erschöpfen: so glaube ich die wirklich giftigen Thiere, so wie auch diejenigen, die man bisher fälschlich für giftig gehalten hat, in folgende vier Klassen eintheilen zu müssen.

1) in solche, die zwar von Natur nicht giftig sind, aber es doch unter mancherley Umständen und Veranlassungen leicht werden können,

2) in solche, die von Natur wirklich giftig sind,

3) in solche, die zwar im eigentlichen Sinn nicht giftig sind, die aber dennoch durch ihren giftartigen Speichel, oder sonst durch einen

andern bey sich führenden giftartigen ätzenden Saft schädlich werden können,

4) in solche, die man bisher fälschlich für giftig gehalten hat, die es aber nicht sind.

Nach dieser Eintheilung wollen wir nun die mit Recht oder mit Unrecht bisher für giftig gehaltenen Thiere beschreiben, und da ich mich dabey, wie leicht einzusehen ist, an kein System binden kann: so will ich wenigstens bey jedem Thiere angeben, in welche Ordnung und Gattung es nach dem linneeischen System gehört.

Erste Klasse.

Thiere, welche zwar von Natur nicht giftig sind, aber es doch unter mancherley Umständen und Veranlassungen leicht werden können.

A) Säugthiere.

Unter den Säugthieren, wenigstens unter unsern Deutschen, ist kein Einziges anzutreffen, das seiner Natur nach giftig wäre.

Einige aber, besonders Raubthiere, werden oft durch eine Art von Tollheit in den Zustand versetzt, daß ihr Biß giftig wird, wenn das Gift in das Blut übergeht. Sie sind:

1. Der Hund. (Canis familiaris, Lin.)

Der Hund gehört nach der linneeischen Eintheilung in die dritte Ordnung (Raubthiere), und macht in der eilften Gattung (Hundegeschlecht) die erste Art aus.

Ich

Ich habe wohl nicht nöthig, dieses allbekannte Thier zu beschreiben, oder die verschiedenen Hunderacen aufzuzählen; denn dem Zustande, worin der Hund giftig wird, oder mit einem Worte; der Tollheit oder Wuth sind alle Hundearten unterworfen; obgleich nicht zu leugnen ist, daß einige Arten, z. B. die Schooshündchen, Jagd- und Spitzhunde, öfterer und leichter mit dieser Krankheit befallen werden, als andere Arten, z. B. Mopshunde.

Von letzteren hat man sogar behaupten wollen, daß sie gar nicht toll würden: allein die Erfahrung hat das Gegentheil bewiesen.

Die wahren Kennzeichen dieser schrecklichen Krankheit, wodurch die Hunde wirkliche giftige Thiere und daher für Menschen so gefährlich werden, sind folgende:

Der Hund äußert zuerst eine mürrische und traurige Laune, und verliert die Freßlust. Zwar läßt er anfänglich das ihm vorgesetzte Fressen nicht unangerührt, allein er frißt doch mit einer Art von Gleichgültigkeit und Widerwillen.

Nach einigen Tagen frißt er gar nicht mehr, die Augen werden trübe, der Gang wird wankend und stoßweise bald langsam, bald geschwind. Die Zunge hängt ihm aus

dem Halse, und es fließt ein schäumender Geifer heraus.

Nun trägt er den Kopf tief, und den Schwanz hängend. Er schnappt nach allem, was ihm in den Weg kömmt, fällt Menschen und Thiere an, kennt seinen Herrn nicht mehr, und hört auf zu bellen.

Nun fliehen ihn alle Hunde, und dieß letzte ist das sicherste Zeichen der wahren vorhandenen Tollheit.

Nach diesen verschiedenen Perioden könnte man bey geringer Aufmerksamkeit auf den Hund leicht seinem gefährlichen Biß entgehen.

Denn in der ersten Periode beißt der Hund noch nicht um sich her, und läßt sich von Jedem, der ihn kennt, ohne Gefahr behandeln.

Die Klugheit sollte uns schon gebieten, bey dem mindesten Verdacht, den Hund anzulegen, einzusperren und ihn überhaupt in eine solche Lage zu setzen, daß er Niemanden schaden könne, bis der Verlauf der Krankheit eine sichere Belehrung gäbe.

Denn gewöhnlich binnen zehn Tagen, öfters in noch kürzerer Zeit, klärt es sich auf, ob der Hund toll wird, oder nicht.

So vorsichtig handeln aber, der vielen Unglücksfälle dieser Art ungeachtet, die wenigsten

Per-

Personen, deren Hunde in einen solchen gefährlichen Zustand gerathen, und daher kömmt es, daß so Mancher für seine Unvorsichtigkeit mit dem Leben büßen muß.

Man giebt mancherley Ursachen an, die bey den Hunden diese Krankheit hervorbringen sollen, z. B. Mangel an frischem Wasser, stinkendes Fleisch, und Versagung der Begattung.

Nur das Letztere kann man aber bis jetzt als eine gewisse Ursache dieser Krankheit ansehen, in Ansehung der übrigen angeblichen Ursachen hat man aber noch keine hinlängliche Gewißheit.

Hat nun diese Krankheit bey dem Hunde den höchsten Grad erreicht: so ist sein Geifer ein wahres Gift, wodurch der Mensch und jedes andere Thier, das von einem solchen Hunde gebissen ist, so bald dieses Gift durch den Biß in das Blut kömmt, in eben den schrecklichen Zustand versetzt wird, in welchem sich der wüthende Hund befand; ja der Mensch wird dadurch selbst ein giftiges Thier.

Wie ansteckend und gewiß wirkend dieses gefährliche Gift ist, werden folgende schreckliche Beyspiele hinlänglich beweisen.

Ein Bauer, den man in der Wuth an die Kette gelegt hatte, bat, da er sich etwas erholt hatte, und hörte, daß er bald sterben würde: man möchte

möchte ihm erlauben, aufzustehen. Aus unvorsichtigem Mitleid machte man ihn los.

Er küßte seine Kinder, und starb gleich nachher. Binnen sieben Tagen starben alle seine Kinder hinterher an der nämlichen Krankheit. —

Ein junges Frauenzimmer wird von einem tollen Hunde in die Schürze gebissen; aber weiter im mindesten nicht verletzt.

Noch ehe der Fleck recht trocken und ausgewaschen war, fängt sie an, solchen auszubessern und aus Gewohnheit, am Ende der Naht, den Faden mit den Zähnen abzubeißen.

Nach wenigen Wochen fiel sie in die Wasserscheu, und starb nach den gewöhnlichen Zufällen ohne Rettung.

Eine andere Weibsperson will einen von einem tollen Hunde zerrissenen Mantel ausbessern. Sie befeuchtet die Säume mit der Zunge, und legt die Zipfel und Ränder des zerrissenen Theils mit den Lippen zurecht.

In drey Tagen fällt sie in die Hundswuth und stirbt.

Wie außerordentlich heftig und stark das Gift toller Hunde ist, ergiebt sich vorzüglich daraus, daß Instrumente und andere Sachen, die von diesem Gift begeifert und nicht abgewischt

worden

worden sind, noch nach langen Jahren schädlich werden können.

Ein junger Mensch schleift einen alten rostigen Degen, womit vor vielen Jahren ein toller Hund getödtet worden war; schneidet sich aber dabey in den Finger, fällt in die Wasserscheu und stirbt.

Ist also nicht der Hund, wenigstens im Zustande der Tollheit, ein wahres giftiges Thier, vor dem man sich mehr, als vor allen von Natur giftigen Thieren, zu hüten hat?

---

2. Der Wolf. (Canis Lupus, Lin.)

Nach Linnee in die 3te Ordnung, der 11ten Gattung 2te Art.

Den Wolf, das gefräßigste aller Raubthiere, trifft man in allen gemäßigten und kalten Ländern der Erde an, wo es viele Waldungen giebt, und er wird auch zuweilen noch in Deutschland angetroffen.

Er hat die Größe eines großen Hundes, wird drey bis vier Fuß lang, zwey bis drey Fuß hoch, und 70 bis 90 Pfund schwer.

Der Körperbau ist fast wie bey dem Schäferhunde; der Kopf aber sehr dick, und besonders an den Seiten mit sehr starken Fleischmuskeln besetzt;

setzt; von den Augen an läuft die Schnauze, wie bey dem Fuchs, auf einmal spitzig zu; die Augen sind schief liegend, klein und braun, und leuchten im Dunkeln; die Ohren kurz, zugespitzt und aufrecht stehend; der Rachen bis fast an die Ohren gespalten; die Zunge lang und rauh; der Hals mittelmäßig lang, und sehr stark; der Schwanz oder die Ruthe über $1\frac{1}{2}$ Fuß lang, und dicht behaart, und er trägt ihn entweder gerade herabhängend, oder mit der Spitze zwischen die Hinterbeine eingezogen; die Beine oder Läufe sind lang und stark, besonders die Füße, und letztere mit geraden stumpfen Klauen besetzt.

Die Farbe ist im Ganzen wolfsgrau oder fuchsroth und an den obern Theilen schwarz überlaufen.

Der Wolf nährt sich bloß vom Fleische anderer Thiere, begattet sich von der Mitte des Decembers an bis um die Mitte des Februars, und die Wölfin wirft drey bis acht Junge in einsamen düstern Wäldern, wo sich überhaupt der Wolf gewöhnlich aufhält. Nur bey großem Hunger zieht er sich nach mehr bewohnten Gegenden.

Denn der Wolf ist von Natur feige und furchtsam, so bald ihn aber der Hunger zwingt, verachtet er jede Gefahr, und greift selbst die größten

Thie-

Thiere, Pferde, Ochsen u. s. w. an. Wo die Wölfe noch häufig angetroffen werden, fallen oft ganze Heerden über die Schafhürden her, scharren die Erde unter den Thüren hinweg, brechen voller Wuth hinein und richten eine schreckliche Verheerung unter den Schafen an.

Da der Wolf schon von Natur so schrecklich ist, wie viel schrecklicher muß er daher nicht in der Tollheit seyn.

Denn er wird so gut, wie der Hund, von dieser Krankheit befallen, und wehe dem Menschen, der einem wüthenden Wolf aufstößt, da sein Biß und das dadurch ins Blut dringende Gift ohne Rettung tödtlich sind.

Man erkennt ihn an der hin und her wankenden und unregelmäßigen Fährte.

In den ältern Zeiten, wo Deutschlands ungeheure Waldungen noch die eigentliche Heimath der Wölfe mit ausmachten, hielten oft große Herren gezähmte Wölfe zum Vergnügen. Noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts hatte der Herzog von Würtenberg einen Wolf, der so gezähmt war, daß er ihn allenthalben hin und selbst in einen Feldzug am Rhein und zur Käiserkrönung nach Frankfurt begleitete, und des Nachts vor seinem Bette schlief.

Welches Unglück könnte nicht ein solcher gezähmter Wolf anrichten, wenn er mitten unter Menschen toll würde, welches in seinem gezähmten und daher unnatürlichen Zustande um so leichter geschehen kann.

Nie sollte man daher in Gesellschaft gezähmter, aber von Natur wilder Thiere, wie es noch jetzt geschieht, ganz sorglos seyn, da unsere eigentlichen Hausthiere so oft in einen gewissen wilden Zustand verfallen, und uns gefährlich werden, und selbst der kultivirte Mensch durch mancherley Veranlassung zuweilen in den Stand roher wüthender Wildheit zurückfällt.

---

3. Der Fuchs. (Canis Vulpes, Lin.)

Gehört nach Linnee ebenfalls in die 3te Ordnung; der 11ten Gattung dritte Art.

Der Fuchs, dieser listige Räuber, ist in ganz Europa ein bekanntes Raubthier, und wird in Deutschland ziemlich häufig angetroffen.

Die Länge seines Körpers beträgt fast zwey Fuß, die Höhe einen Fuß, und der Schwanz oder die Ruthe mißt ebenfalls einen Fuß. Sein Körperbau ist fein und schlank, und seiner Gestalt nach ist er einem kleinen Spitzhund sehr ähnlich. Der

brei-

breite Kopf hat eine platte Stirn, und läuft in eine lange spitzige Schnauze aus; das Gebiß ist sehr scharf; die Nase, wie bey dem Hunde, eingekerbt und schwarz; die Augen liegen wie bey dem Wolf schräge, sind braunroth und funkeln; die Ohren stehen aufrecht und sind fast immer gespitzt. Der Leib läuft, wie am Hunde, von der schlanken Brust an, nach dem Bauche schmal zu; der Schwanz ist dick, mit weichen etwas zottigen Haaren besetzt, beym langsamen Gang berührt er den Boden, beym Laufen aber ist er ausgestreckt. Die Beine oder Läufe sind kurz, aber proportionirt; die Farbe überall fuchsroth, nach unten weiß.

Der eigentliche Aufenthalt des Fuchses sind ebenfalls Waldungen, wo er sich Höhlen oder Baue gräbt, die er aber nur zuweilen und gewöhnlich im Nothfall bey drohenden Gefahren bewohnt. Er nährt sich, wie die übrigen Raubthiere, bloß von andern Thieren, und schont sogar Rehe und junge Wildkälber nicht.

Die Begattung oder Ranzzeit der Füchse ist im Februar, und das Weibchen wirft nach neun Wochen in eine besondere Kammer des Baues drey bis neun Junge.

Auch

Auch der Fuchs ist der Tollheit unterworfen, und ist daher, wenn er mit dieser Krankheit behaftet ist, ebenfalls ein giftiges Thier.

Er wird leichter wüthend, als der Wolf, sein Gift ist aber nicht so absolut tödtlich wie das des Wolfs. Indessen wirkt es doch weit schneller und heftiger als das Gift des wüthenden Hundes. Man hat mehrere Beyspiele, daß Menschen durch den Biß und das Gift eines tollen Fuchses ihren Tod gefunden haben.

In England wurde ein Pachter durch einen großen Lärm im Kuhstalle aufgeweckt.

Als er nachsahe, fand er eineu tollen Fuchs im Stalle, der das Vieh gebissen hatte, und auch ihn in die Hand biß.

Der Mann ging nach dem Orte, wo ein bewährtes Mittel gegen dieses Uebel zu haben war. Ehe er aber zurückkam, bekam er schon die Wasserscheu, woran er auch sterben mußte.

Wir sehen hieraus, wie schnell das Gift eines wüthenden Fuchses wirkt.

Da man sehr oft gezähmte Füchse zum Vergnügen hält: so sollte man wenigstens, wenn doch einmal ein gezähmter Fuchs gehalten werden muß,

auf

auf jede kränkliche Aeußerung des Thieres sehr aufmerksam seyn, damit nicht aus dem gezähmten Liebling ein giftiges und gefährliches Thier wird.

---

4. Die Katze, und zwar die Hauskatze. (Felis Catus domesticus, Lin.)

Das ganze Katzengeschlecht gehört nach Linnees Eintheilung ebenfalls in die dritte Ordnung der Thiere (Raubthiere) und macht die zwölfte Gattung aus.

Unsere Hauskatze, als das bekannteste Hausthier, brauche ich wohl nicht zu beschreiben; denn ihre Gestalt, Lebensart und Naturell sind gewiß jedem meiner Leser bekannt.

Auch sie ist der Tollheit sehr unterworfen, und in diesem Zustande ist ihr giftiger Geifer äußerst gefährlich und schnell wirkend.

Man hat traurige Beyspiele, daß Menschen, die von einer tollen Katze nur in den Finger gebissen wurden, dennoch jämmerlich gestorben sind, wovon ich nur ein Beyspiel anführen will.

In der Kirche zu Rom, S. Maria del Popolo, findet sich bey der dritten Säule linker Hand beym Eingange das Grab eines Spaniers, der

an

an dem Biß seiner Katze, mit der er spielte, gestorben ist, und am Fußboden des Marmors steht folgende Grabschrift:

Hospes! disce novum mortis genus. Improba felis, dum trahitur, digitum mordet et intereo.

Franciscus Tovar Vallisoletanus. I. U. D. Filio dilecto.

Deutsch: Lerne hier, Wanderer! eine neue Todesart kennen. Die treulose Katze beißt mich, indem ich streichele, in den Finger, und ich finde dadurch meinen Tod.

Ueberhaupt scheint mir die Katze durch bloßen Zorn etwas giftiger Natur werden zu können. Denn wenn man von einer Katze, die nicht toll, sondern bloß zornig ist, gebissen oder nur gekratzt wird: so schmerzt die Wunde weit mehr, als von einem andern Thier, frißt weiter um sich, geht in Eiterung über, und ist sehr schwer zu heilen.

Wir sollten daher bey den kränklichen Zufällen unserer Katzen nicht so gleichgültig seyn, als wir gewöhnlich sind; besonders da sich bey ihnen die Vorboten der Tollheit nicht so auffallend, wie bey den Hunden, äußern. Unter den Säugthieren ist

mir nun keins mehr bekannt, das auf diese oder irgend eine andere Art giftig und dadurch für uns gefährlich werden könnte, und wir wollen daher sehen, ob wir bey den

B) Vögeln

einige finden, die unter gewissen Umständen giftig werden, und daher dieserhalb unsere Aufmerksamkeit verdienen. Von Natur ist ebenfalls kein Vogel, wenigstens kein deutscher Vogel, giftig.

Auch haber wir sie im Leben nicht zu fürchten, denn kein Vogel ist der Tollheit unterworfen, keiner stellt den Menschen nach, und noch weniger wird der Biß irgend eines Vogels giftig.

Indessen können doch Einige, die uns zur Speise dienen, aus Zufall für uns giftig werden; wenn sie nämlich eben zu der Zeit, wo sie für die Küche geschossen, gefangen oder überhaupt getödtet werden, von Kräutern oder andern Naturprodukten gefressen und damit den Magen angefüllt haben, die wenigstens für den Menschen giftig sind. Denn bekanntlich sind gewisse Kräuter und Früchte für manche Thiere eine Lieblingsnahrung, die doch für Menschen und selbst für andere Thiere ein wahres und tödtliches Gift sind.

Wir

Wir wollen daher in dem großen Heere der Vögel die Wenigen suchen, die durch Zufall für uns giftig werden können.

---

1. Die Trappe oder Trappgans. (Otis tarda, Lin.)

Die Trappe ist unter allen deutschen, ja unter allen europäischen Vögeln der größte.

Lange war man darüber nicht einig, zu welcher Ordnung der Vögel sie zu rechnen sey; bis ihn endlich Vater Linnee in die fünfte Ordnung unter die Haus- oder hühnerartigen Vögel aufnahm, und die Trappe macht nun eine eigne und zwar die vierundfunfzigste Gattung der Vögel aus.

Es giebt in Europa zweyerley Arten, eine größere und eine kleinere. Diese letztere heißt der Trappenzwerg oder die kleine Trappe (Otis tetrax, Lin.) und ist in Spanien, Frankreich, Oestreich und im südlichen Rußland, vorzüglich häufig in den Wüsten der großen Tartarey zu Hause.

Da der Trappenzwerg kein deutscher Vogel ist: so geht er uns hier nichts an, sondern wir

bleiben bloß bey unserer großen Trappe, die bey uns sehr gemein ist, und sich oft, wenn sie ihre Wanderungen hält, zum Verdruß und merklichen Schaden der Landleute in großen Schaaren auf den Saatfeldern niederläßt; daher sie auch den Namen Ackertrappe erhalten hat.

Die Trappe zeichnet sich beynahe vor allen andern Vögeln dadurch aus, daß sie an den Füßen nur drey Krallen hat, die durch keine Haut mit einander verbunden werden, durch ihre unten ganz nackenden Keulen, und durch die schönen rosenfarbenen Pflaumfedern.

Was die Farbe und Zeichnung dieses Vogels betrifft: so sind Kopf und Hals weißgrau; der ganze Rücken pomeranzengelb, mit schwarzen wollenförmigen Zeichnungen, welches dem Vogel auch noch im Tode ein schönes Ansehen giebt.

Die Schwanzfedern fallen ins Röthliche.

Die Füße sind schwarzgrau, und über dem Knie hören die Federn auf. Zwischen den drey Zehen ein starker Ballen.

Die Mittelzehe ist ungleich stärker, auch der Vogel größer, als an den Nebenzehen.

Unter dem Knie hat sie Schuppen und am letzten Gelenke hornartige Ringe.

Der Aufenthalt der Trappen sind offene und freye Felder, wo sie sich weit umsehen können.

In Wäldern und auf den Bäumen können sie sich nicht halten, weil ihnen die hintere Fußkralle fehlt.

Ihre Begattung oder nach der Jägersprache Balzzeit fällt in die Mitte oder das Ende des Februars, je nachdem die Witterung gelinde oder kalt ist.

Die Henne baut sich kein Nest, sondern legt ihre zwey Eyer in eine gescharrte Vertiefung, und brütet sie in vier Wochen aus.

Die Eyer sind nicht ganz so groß, als die Gänseeyer, und von Farbe blaß olivengrünlich.

Die Trappe ist ein sehr scheuer und furchtsamer Vogel.

Was nun ihre Nahrung betrifft, wodurch sie bisweilen für den Menschen wenigstens als Speise giftig werden kann: so nährt sich zwar die Trappe vorzüglich von Gras, grüner Saat, Kohlblättern, Pfaffenblatt, Mäuseöhrchen, Wicken, weißen und andern Rüben und von allerley Sämereyen.

Sie frißt aber auch im Herbst und Winter, und daher gerade zu der Zeit, wo sie gewöhnlich für die Küche geschossen wird, oft den giftigen

Schier-

Schierlingssaamen in großer Menge, und man hat ihren Magen zuweilen ganz damit angefüllt gefunden. Dadurch kann sie nun freylich als Speise, besonders, wenn der Magen nicht gehörig gereiniget, und der gerupfte und ausgenommene Vogel überhaupt, wie oft unreinliche Köchinnen und Mägde zu unterlassen pflegen, nicht gehörig abgewaschen worden ist, für den Menschen giftig und höchst gefährlich werden, besonders wenn man bedenkt, daß schon eine geringe Quantität Schierlingssaamen für den Menschen tödtlich seyn kann, und eine selbst ganz geringe Quantität wenigstens heftiges Erbrechen und Kolik bewirkt.

Wer daher bey Zubereitung einer Trappe vorsichtig zu Werke gehen, und sich nicht der Gefahr, einen giftigen Braten zu essen, aussetzen will, der werfe lieber den Magen, sobald er noch Sämereyen darin findet, weg, oder will er dieses nicht thun, so löse er ja die inwendige Magenhaut sorgfältig ab, wässere den ganzen Vogel einige Stunden ein, und wasche dann nochmals alles; vorzüglich aber den Magen rein aus. Es erfordert dieß ja schon die Reinlichkeit, und Vorsicht schadet niemals.

---

2. Das

2. Das Rebhuhn, Feldhuhn. (Tetrao.)

Diesen bekannten Vogel, der ebenfalls in die fünfte Ordnung gehört, und unter die zweyund- sechzigste Gattung, welche die Waldhühner enthält, gezählt wird, beschreibe ich nicht, da er in ganz Deutschland überall häufig angetroffen wird, und daher sehr gemein ist.

Auch die Rebhühner können auf eben die Art, wie die Trappe, als Speise giftig werden, wenn sie eben viel Saamen von Nieseswurz, wie sie oft thun, gefressen haben.

Diese Nahrung, wenn sie die Rebhühner anhaltend und in Menge genießen, theilt sich sogar dem Fleische mit, und der Genuß eines solchen Rebhuhnes verursacht sogar, wie uns schon Linnee versichert hat, oft starke Convulsionen.

---

3. Die Wachtel. (Tetrao Coturnix, Lin.)

Ebenfalls in die fünfte Ordnung und unter die zweyundsechzigste Gattung der Vögel, und eben so bekannt, wie das Rebhuhn, weshalb ich sie auch nicht beschreibe.

Auch die Wachtel hat man zuweilen giftig und als Speise sehr schädlich gefunden.

In

In Italien ist es wenigstens ein allgemeiner Grundsatz, daß die Wachteln, wenn sie im Frühjahre aus Afrika zurückkommen, erst acht Tage mit Getreide gefüttert werden müssen, ehe man sie essen kann, weil sie bey ihrer Ankunft sehr giftig seyn sollen.

Wahrscheinlich leben sie in Afrika von Sämereyen giftiger Pflanzen, deren Giftartigkeit sich dem Fleische mittheilt, und der Vogel bleibt also so lange giftig, bis er einige Zeit andere Nahrung genossen hat.

Da die Reise von Italien nach Deutschland wenigstens für einen Vogel eine kurze Wanderung ist: so können daher die Wachteln auch bey ihrer Ankunft in Deutschland noch etwas giftartig seyn, und der Genuß dieser Vögel ist also wenigstens im Frühjahr kurz nach ihrer Ankunft sehr zu widerrathen. Es ist sehr gut, daß ohnehin um diese Zeit wenige oder gar keine dieser Vögel für die Küche gefangen werden, denn sonst würden wir gewiß mehrere Beyspiele haben, wie schädlich das Fleisch dieser Vögel kurz nach ihrer Ankunft auch in Deutschland ist.

---

4. Die Wachholderdrossel, Krammetsvogel.
(Turdus pilaris, Lin.)

In die sechste Ordnung (Singvögel); zur sechsundsechzigsten Gattung (Drossel).

Da es mehrere Drosselarten giebt: so muß ich diesen Vogel kürzlich beschreiben.

Die Wachholderdrossel oder der eigentliche Krammetsvogel ist etwas kleiner als der Ziemer oder die Misteldrossel, und etwas größer, als die Singdrossel oder Zippe, und hält also das Mittel zwischen Beiden.

Den Oberkopf, Oberhals, Unterrücken und Steiß sind aschgrau, auf dem Scheitel mit einigen schwärzlichen Flecken besetzt; über die Augen geht ein weißlicher Streifen; die Wangen sind aschgrau, der Rücken rostbraun, die Kehle bis zur halben Brust rostgelb mit herzförmigen schwarzen Flekken; der übrige Unterleib weiß, an den Seiten mit herzförmigen, am After mit länglichen schwärzlichen Flecken; die Deckfedern der Flügel rostbraun; die Schwungfedern schwarzgrau; die Schwanzfedern, die äußersten von Außen weißlich. Sie nistet nicht in Deutschland, sondern kömmt nur im Herbst in der Mitte des Novembers Heerdenweise bey uns an.

Ehe ich die Eigenschaft, wodurch dieser Vogel gewissermaßen giftartig wird, anführe, muß ich noch einer andern Drosselart gedenken, die in diesem Stücke mit jenen alles gemein hat, nämlich:

---

5. Die Rothdrossel oder Weindrossel. (Turdus Iliacus, Lin.)

Ebenfalls in die sechste Ordnung, und zur sechsundsechzigsten Gattung der Vögel.

Die Weindrossel hat mit dem Krammetsvogel sehr viel Aehnlichkeit, ist aber nur merklich kleiner, und zwar noch kleiner als die Singdrossel.

Kopf, Oberhals, Rücken, Steiß und die kleinen Deckfedern sind olivenbraun; von den Nasenlöchern bis hinter die Augen läuft ein weißlich gelber Streifen; die graubraunen fein gelblich gestrichelten Wangen umgiebt ebenfalls ein weißlicher Streifen, welcher sich an den Seiten des Halses in einen dunkelgelben Fleck verliert.

Kehle, Unterhals und Brust sind gelblichweiß mit vielen dreyeckigen schwarzbraunen Flekken; der übrige Unterleib weiß, an den Seiten und am After olivenbraun gefleckt; die Seiten und die untern Deckfedern der Flügel und die Schwung-

federn

federn röthlichbraun; die Schwanzfedern graubraun, an den Spitzen heller.

Von der Singdrossel unterscheidet sie sich vorzüglich dadurch, daß sie unter den Flügeln röthlich, jene aber gelblich ist.

Sie nistet ebenfalls nicht in Deutschland, und kömmt nur im Herbst in der Mitte des Oktobers in großen Schaaren bey uns an.

Ich glaube, daß man nach diesen kurzen Beschreibungen diese Drosseln von den übrigen Drosselarten leicht wird unterscheiden können.

Was nun die giftartige Eigenschaft dieser beyden Vögel betrifft, so haben sie das Eigne, daß sie zuweilen, wenn man sie ißt, starkes Laxiren und sogar Kolik verursachen.

Dieß kömmt daher, weil sie im Spätherbst, besonders, wenn es wenig andere Vogelbeeren giebt, oft viele Kreuzbeeren (rhamnus catharticus) fressen, und diese Beeren haben bekanntlich etwas Giftartiges, worauf man sehr stark laxirt.

Schon Linnee erwähnt diese Eigenschaft der Krammetsvögel, wenn er sagt *):

„Wie

*) Gedanken von den Gründen der Oekonomie aus der Naturkunde und Physik, in dem zweyten Bande der schwedischen Abhandlungen S. 199.

„Wie kann derselbe (ein Botanik-Unkundi-
„ger) verstehen, daß die Krammetsvögel,
„wenn sie an gewissen Orten, und zu ge-
„wissen Zeiten gegessen werden, purgiren,
„der nicht weiß, daß die Kreuzbeere in da-
„siger Gegend wächst, und was dieselbe für
„eine Kraft in sich hat?"

Auch Götze hat diese schädliche Eigenschaft bey der Wein- oder Rothdrossel durch eigne Erfahrung gefunden.

Er aß sechs Weindrosseln, und bekam in der Nacht ein solches starkes Purgiren, als wenn er ein Laxirmittel eingenommen hätte *).

Unter den Amphibien finde ich kein Thier, das erst durch zufällige Veranlassungen giftig werden könnte. Die Giftigen, die wir unter den Amphibien antreffen, sind es von Natur, wie wir unten bey den wirklich giftigen Thieren sehen werden.

Ueberdieß dient unter allen Amphibien bloß der grüne Wasserfrosch, oder eßbare Frosch (rana

*) Natur, Menschenleben und Vorsehung. Vierter Band. S. 464.

(rana esculenta, Lin.) dem Menschen zur Speise, und dieser wird durch seine Nahrung niemals giftig.

Unter den

C) Fischen

soll es verschiedene giftige Arten, besonders unter den Ausländern, geben. Die Neger wissen die mit großen vorstehenden Augen sehr gut zu unterscheiden, und werfen sie als giftige weg.

Unter unsern inländischen Fischen finden wir jedoch nur einen Einzigen, der einigermaßen giftiger Natur wird, und dieser ist

Die Barbe. (Cyprinus barbus, Lin.)

Die Barbe gehört nach der Linneeischen Eintheilung der Fische in die vierte Ordnung (Bauchflosser) und zwar in die neunte Gattung dieser Ordnung (Karpfen).

Der Körper ist gestreckt, und hat in Ansehung seiner Gestalt eine Aehnlichkeit mit dem Hecht; denn der Kopf ist lang und schmal. Der Rükken ist olivengrün; die Seiten grünlichweiß, der Bauch weiß; Brust-Bauch- und Schwanzflossen sind röthlich; die Rückenflosse grau. Die

Schwanz-

Schwanzflosse ist gabelförmig. Die Schuppen sind gezähnt, mittelmäßig groß und sehr festsitzend.

In großen Flüssen, z. B. im Rhein und Mayn erreicht dieser Fisch eine Länge von 15 Fuß und eine Schwere von 18 bis 19 Pfunden. In den kleineren deutschen Flüssen erreicht er aber nur höchstens eine Länge von zwey bis drey Fuß, und eine Schwere von sechs bis acht Pfunden.

Er lebt bloß in schnellströmenden Flüssen, die einen steinichten Boden haben.

In stehenden Wassern findet man sie nicht, und in Teichen sind sie gar nicht zu erhalten. Seine Laichzeit fällt gewöhnlich im April und May und er vermehrt sich ziemlich stark. Das Fleisch ist weiß, zart, saftig und leicht zu verdauen; daher es auch an manchen Orten als eine Delikatesse geschätzt, an andern Orten aber, z. B. in Preussen, gar nicht geachtet wird.

Alles am ganzen Fisch ist unschädlich, bis auf dessen Rogen, der, ob es gleich Einige haben abläugnen wollen, allerdings etwas Giftartiges hat.

Nach meinen Erfahrungen ist dieß aber nicht zu allen Zeiten der Fall; auch scheint der Genuß des Rogens einigen Menschen unschädlich, andern hingegen desto schädlicher zu seyn.

So

So viel ist indessen gewiß und auf hinlängliche Erfahrung gegründet, daß der Genuß, besonders der häufige Genuß des Rogens dieses Fisches zuweilen bey Personen starkes Erbrechen und sogar heftige Koliken verursacht hat. Sollte denn irgends dieser Fisch nur um die Jahreszeit giftiger Natur werden, wo der Flachs zum Weichen ins Wasser gelegt wird?

Denn gewiß und auffallend ist es allerdings, daß die Barben den Flachs sehr lieben, und sich immer gerne da, wo sogenannte Flachsrösten sind, aufhalten, da doch der Flachs allen andern Fischen zuwider und sogar tödtlich ist.

Ueberlegt man nun ferner, daß der Geruch des in Wasser gelegten Flachses auch den mehresten Menschen ganz zuwider ist, und bey Menschen sogar starkes Erbrechen bewirkt: so verdient gewiß dieser Umstand eine genaue Untersuchung.

Fabel ist es aber, daß man durch häufigen Genuß der Barben die Nägel verliere.

Ob nicht bloß der Rogen, sondern auch das übrige Eingeweide giftartig sey, darüber will ich vor der Hand nicht entscheiden.

Daß aber außer dem Eingeweide alles Uebrige am ganzen Fisch wohlschmeckend und unschädlich ist, das ist gänzlich außer Zweifel gesetzt.

Selbst

Selbst das Blut, dem sich doch das Giftartige des Körpers am ersten mittheilt, ist ganz unschädlich.

Ein Fischer hatte eine schöne Barbe gefangen, und konnte sie kaum mit den Händen erhalten. Um sie nicht entwischen zu lassen, biß er den Kopf ab, fand das Blut sehr süß, und es schadete ihm nichts.

Unter den

D) Insekten

haben wir bisher ebenfalls nur Eins, das bisweilen durch seine Nahrung giftartig wird, gefunden, würden aber derselben gewiß sehr viele finden, wenn mehrere Insekten dem Menschen zur Speise dienten.

Dieses ist

Der Krebs (Cancer astacus, Lin.)

als das einzige Insekt, das, wenigstens von kultivirten Menschen, gegessen wird.

Unser Krebs gehört in die siebente Ordnung der Insekten oder zu den ungeflügelten (Aptera), und macht mit seinen Gattungsverwandten die dreyßigste Gattung der Insekten aus.

Da gewiß keiner unter meinen Lesern seyn wird, der nicht Krebse gegessen oder wenigstens gesehen haben sollte; so beschreibe ich dieses bekannte Thier seiner körperlichen Gestalt nach gar nicht.

Nur von seiner Lebensart muß ich etwas sagen.

Die Krebse leben theils in Flüssen, theils in Teichen, daher man sie auch in Fluß- und Teichkrebse eintheilt.

Die Fluß- oder Bachkrebse sind etwas kleiner, oben schwärzer, unten weißer und schmackhafter, als die Teichkrebse.

Die Paarungszeit der Krebse fängt im September an und dauert bis in den April.

Zu dieser Zeit werden sie mager, und schmekken fade und schlecht. Die Saamengefäße der Männchen schwellen an und machen den sogenannten Krebszwirn.

Da nun die Periode in diejenigen Monate fällt, welche in ihren Namen ein R haben: so ist dadurch das Sprüchwort entstanden:

„Die Krebse sind nur in den Mo-
„naten gut und schmackhaft, die
„kein R haben:

 Men-

Mensis, in quo non est R,
Tu debes comedere Cancer.

Die eigentliche Nahrung der Krebse besteht in Regenwürmern, Fröschen, kleinen Fischen, Muscheln, Insekten, Wasserschnecken und Wasserwürmern.

Am liebsten fressen sie Aas. Wirft man am Tage ein todtes Thier in einen Teich, in welchem Krebse sind: so wird man sie Abends in großer Menge dabey antreffen.

Außerdem schleichen sie auch in die Gärten, fressen Erbsen, Tabakspflanzen, die fast alle andern Thiere verabscheuen, klettern auch wohl auf die Bäume, und fressen Früchte. Sonst nehmen sie auch mit Gras, Nesseln und Wurzeln vorlieb. Haben sie Kalmuswurzeln gefressen: so schmecken sie so bitter, wie Aloe.

Oft fressen sie auch von giftigen Pflanzen, die ihnen selbst zwar gar nichts schaden, wohl aber den Menschen, die sie (die Krebse) zu dieser Zeit genießen.

Man hat mehrere Beyspiele, daß der Genuß solcher Krebse bey Menschen sehr schlimme Zufälle verursacht hat.

Um sich daher nicht mit einem Gerichte Krebse zu vergiften: so beobachte man die Vorsicht, und

werfe

werfe jederzeit in das Gefäß, worin die Krebse gesotten werden, eine weiße Zwiebel. Bleibt diese weiß: so kann man die Krebse ohne Bedenken essen; wird aber die Zwiebel schwarz: so sind giftige darunter, und in diesem Fall erfordert es die Vorsicht, keinen von allen zu essen, weil man nicht weiß, welches die giftigen sind.

Unter den

E) Würmern

mögen zwar mehrere giftige seyn, als wir kennen; auch können Manche durch Zufall erst giftig werden; allein da uns von den Würmern nur die gewöhnlichen Eßmuscheln zur Speise dienen, und wir überhaupt die Natur der so mannichfaltigen Würmerarten in dieser Hinsicht noch zu wenig kennen: so können wir, wenn wir auch unter den Würmern giftige finden, wenigstens nicht mit Gewißheit sagen, ob sie es durch Zufall erst geworden, oder ob sie es von Natur sind.

Von den gewöhnlichen Eßmuscheln ist es aber bekannt, daß sich zuweilen giftige darunter befinden, die aber ebenfalls, wie bey den Krebsen, durch eine weiße mitgekochte Zwiebel leicht entdecket werden können.

Auch unter den Austern befinden sich zuweilen sehr giftige, die man in London Porto Bello nennt.

Sie haben einen vitriolischen Geschmack, und einer jungen Frau, die davon gegessen hatte, schwollen die Lippen auf.

Der Lord Major ließ daher einem großen Fahrzeug mit solchen Austern den Befehl geben, sie über Bord zu werfen.

Vermuthlich haben sie an einem Kupferfelsen gesessen, und sind dadurch giftiger Natur geworden.

Zweyte Klasse.

Thiere, die von Natur giftig sind.

Da wir weder unter den Säugthieren noch unter den Vögeln Einige antreffen, die von Natur giftig sind: so müssen wir uns sogleich zu den

Amphibien

wenden. Unter diesen finden wir allerdings die mehresten Thiere, die von Natur giftig sind, und selbst gegen die, welche nicht giftig sind, hat fast jeder Mensch einen natürlichen Abscheu.

Ich kann nicht umhin, hier anzuführen, was Donndorf *) in dieser Hinsicht so richtig sagt:
„Der Ausdruck des äußern Ansehens ist
„bey diesen Thieren (Amphibien) immer
„sehr unterscheidend. Er enthält fast im-
„mer etwas Zurückscheuchendes; selbst bey
„den

*) Europäische Fauna, angefangen von Götze, fortgesetzt von Donndorf, B. VII. S. 5.

„den schönsten Farben bleibt etwas Un-
„sicheres, Mißtrauisches und Widriges in
„den Geberden und Blicken.

„Der ekelhafte Geruch, den sie oft aus-
„dünsten, der theils ihrem unreinen Auf-
„enthalte, theils ihrer Nahrung zuzu-
„schreiben ist, der kalte nackte Körper,
„die unangenehme Stimme, der öfters
„träge und schleppende Gang u. s. w.
„sind schon bey einigen hinreichend, um
„sie nach den gewöhnlichen Begriffen und
„Empfindungen aus der Reihe der schönen
„und einladenden Geschöpfe auszu-
„streichen.

„Dazu kömmt die Vorstellung von Gifte,
„die man gewöhnlich allen beylegt, weil
„einige es bey sich führen, wodurch das
„Fürchterliche und Unangenehme sehr er-
„höht wird.

„Doch giebt es wirklich in dieser Thier-
„klasse, zumal unter Schlangen und Ei-
„dexen, gegen das gemeine Vorurtheil,
„Thiere von reizenden Farben, so wie auch
„vom muntersten und unschuldigsten Be-
„tragen.

„Viel

„Vielleicht gründet sich aber doch die „fast allgemeine Abneigung der Men„schen gegen diese Thiere, nicht sowohl in „Vorurtheil und Erziehung, als in einer „weisen Einrichtung des Schöpfers, daß „man sich ihnen mit Behutsamkeit und „Vorsicht nähern solle.

Dieses Letztere finde ich sehr wahr und treffend gesagt.

Ist je Einer ein rüstiger und tapferer Schlangen- und Otternjäger gewesen, so war ich es gewiß in meiner Jugend.

Tausende reichen kaum hin, die ich getödtet habe; oft habe ich die gefährliche graue Otter bis in dichtes Gebüsch mit augenscheinlicher Gefahr so lange verfolgt, bis sie unter meinen Füßen starb: aber immer, das gestehe ich gerne, scheuchte mich der erste Anblick einige Schritte zurück, und noch jetzt fahre ich jederzeit, und wenn ich nur die unschuldige Blindschleiche im Wege liegen sehe, erschrocken zusammen; und bey mir rührt doch gewiß, wie ich am besten wissen muß, der Abscheu vor diesen Thieren weder von Vorurtheil noch von Erziehung her.

Die wirklich giftigen deutschen Amphibien sind folgende:

1. Die gemeine Natter, gemeine Otter, graue Otter, Viper. (Coluber Berus, Linn.)

Die Viper oder graue Otter gehört in die IIte Ordnung der Amphibien, welche die Schlangenarten enthält, und zwar zur 3ten Gattung (Nattern).

Da seit einiger Zeit mehrere deutsche Naturforscher, unter welchen ich nur Herrn Bechstein nennen will, wahrscheinlich durch La Cepedens Meinung verleitet, auf den Gedanken gekommen sind, die graue Otter und die Kreuzotter für eine und dieselbe Art auszugeben, welches doch meiner vieljährigen Erfahrung ganz zuwider ist: so muß ich diese Otter genau beschreiben.

Sie erreicht eine Länge von zwey Fuß, wenigstens das Männchen, welches ich immer länger und schlanker als das Weibchen gefunden habe.

Auch der Schwanz ist bey dem Männchen länger, bey dem Weibchen hingegen kürzer, aber merklich dicker. Die Grundfarbe ist nach dem Alter des Thieres verschieden, und zwar bey jungen aschgrau, bey ältern dunkelgrau, bey ganz alten sogar schwärzlich, daher sie auch den Namen schwarze Otter erhalten hat.

Nach

Nach der Länge des Rückens läuft ein stumpf gezacktes, bey jüngern schwarzbraunes, bey alten fast ganz schwarzes Band.

Durch die Augen ein Streifen, bey alten schwarzbraun, bey jüngern dunkelbraun; auf dem Kopf steht ein herzförmiger großer brauner Fleck, der ebenfalls nach dem Alter des Thiers bald heller bald dunkler ist; der Unterleib ist bey jüngern hellgrau, bey ältern graubraun.

Das ist die Beschreibung des Männchens.

Das Weibchen ist in der Zeichnung dem Männchen ganz gleich, nur fällt bey diesem die Grundfarbe immer etwas ins Röthlichbraune, und dieß hat wohl zu der ungegründeten Meinung, daß diese Otter und die Kreuzotter eine und dieselbe Art sey, die Veranlassung gegeben.

Hätten aber die Herren Vertheidiger dieser Meinung, wie es mir im vorigen Jahre gelang, Gelegenheit gehabt, ein über der Begattung angetroffenes Pärchen dieser grauen Otter mit einer Kreuzotter zu vergleichen: so würden sie sich gewiß von ihrem Irrthume vollkommen überzeugt haben.

Die graue Otter, wie wir sie nun immer nennen wollen, bewohnt die wärmern und waldigen

Gegen-

Gegenden der ganzen alten Welt, und ist in Deutschland ziemlich gemein.

Man trifft sie gewöhnlich in dichten und hohen Wäldern an, wo steinichter warmer Boden ist; denn es ist ganz irrig, wenn man sagt, daß diese Otter einen kalten Boden liebe. Ich habe sie immer in hellen und warmen Gegenden der Nadelwaldungen, seltener in Laub- und Buschholz angetroffen.

Diese letztern, so wie auch einen kalten Boden, liebt aber die Kreuzotter, die ich immer in kühlen Laubwaldungen, wo feuchter Boden war, antraf.

Die Nahrung unserer grauen Otter besteht in Insekten aller Art; doch frißt sie auch Frösche, Kröten, Eidexen, Mäuse und andere kleine Thiere.

Sie verschlingt ihre Nahrung ganz, und ihr Schlund dehnt sich so weit aus, daß sie einen ziemlich großen Frosch oder eine kleine Kröte auf einmal verschlingen kann.

Was nun ihr giftiges und gefährliches Naturell betrifft: so ist sie zwar allerdings die giftigste und gefährlichste unter allen unsern inländischen Schlangenarten, und es ist unrichtig, wenn man die Kreuzotter für giftiger und gefährlicher hält.

Allein daß sie, ohne gereizt zu werden, auf Menschen und große Thiere losgehen soll, ist

Ueber-

Uebertreibung, und gehört zu den Fabeln, wovon die Naturgeschichte leider lange noch nicht gereiniget ist.

Sie beißt allezeit mit einem lauten Zischen, eher aber nicht, als bis sie getreten oder berührt wird, oder wenn man dicht an ihr stehen bleibt, und sich bewegt; denn sie flieht selten, wenn man sich ihr nähert, sondern macht vielmehr mancherley Bewegungen, die deutlich genug zeigen, daß sie zur Gegenwehr bereit sey.

Ihr Biß an sich ist sehr unbedeutend, geht kaum durch die Haut und läßt nur einige rothe Flecken zurück: allein das Gift, das mit dem Biß in die unbedeutende Wunde dringt, macht diese kleine Wunde oft tödtlich.

Denn alle giftige Schlangenarten haben, ausser den gewöhnlichen kleinern Zähnen, noch die sogenannten Hau- oder Giftzähne.

Es sind deren auf jeder Seite in der obern Kinnlade zwey, die in einer Scheide stecken, und deren jeder in einen festen Knochen eingelenkt ist. Sie sind hohl, und das Thier kann sie sowohl durch die Bewegung der untern Kinnlade, als durch eigene Muskeln willkührlich ausstrecken und zurückziehen, wie die Katzen ihre Klauen.

In besondern Bläschen der Oberkiefer ist das Gift enthalten, was zur Verdaunng, auch zum Fang und zur Vertheidigung dient.

Wenn das Thier beißt: so wird durch die Bewegung der Kinnladen und einer eignen Muskel das Gift durch einen besondern Ausleerungsgang in die hohlen Giftzähne, und aus diesen in die Wunde gebracht, wo es gefährliche, schnelle und oft augenblickliche tödtliche Wirkung hervorbringt.

Dieß Gift wirkt vorzüglich auf die Nerven, und ist nur alsdann tödtlich, wenn es durch einen Biß in die Wunde gebracht und mit dem Blute vermischt wird.

Das Nattergift kann daher ohne Todesgefahr eingenommen, ja es können sogar, wie auch wirklich geschiehet, viele der giftigen Schlangen gegessen werden.

Doch ist es sehr scharf und ätzend, und auf der Zunge entzündend; aber die schädliche Wirkung, die sich durch die Verwundung äußert, wird in solchen Fällen durch Speichel, Galle und andere Säfte gemildert.

Nur die mit Giftzähnen versehenen Schlangen sind eigentlich giftig, obgleich nach meiner Erfahrung nicht geleugnet werden kann, daß auch andere Schlangenarten, die keine Giftzähne haben,

den-

dennoch gewissermaßen giftartig sind, und uns dadurch wenigstens schädlich werden können.

Jede Schlangenart scheint auch ein Gift von besonderer Natur zu haben.

Man hat Beyspiele, daß eine Verletzung mit einem solchen Giftzahne noch Jahre lang nach dem Tode des Thieres gefährlich gewesen ist.

Ueberhaupt ist diese graue Otter fast immer diejenige, von der wenigstens auf dem Thüringer Walde so viele Menschen gebissen werden. Von der Kreuzotter hat man wenigere Beyspiele, und ihr Biß ist auch, wie ich schon vorhin erwähnt habe, nicht so gefährlich. Noch vor einigen Jahren wurden in hiesiger Gegend in einer Woche ein Mann und eine Frau von der grauen Otter gebissen. Bey der Frau, die an einem kühlen regnerischen Tage, wo der Otternbiß niemals so gefährlich, wie an warmen Tagen, ist, gebissen wurde, hatte es weniger gefährliche Folgen, und sie kam mit einem mehrtägigen Krankenlager davon.

Der Mann aber, der an einem heißen schwülen Tage gebissen und zwar nur in den Finger gebissen wurde, und der anfänglich diese an sich so geringe Verwündung nicht geachtet hatte, kam nicht so gut weg.

Die

Die Geschwulst nahm bald so sehr überhand, daß er an seinen einige Stunden entfernten Wohnort gebracht werden mußte, wo er, wie mir wenigstens versichert worden ist, nach einigen Tagen gestorben seyn soll.

Fontan's Behauptung, der auch Götze beystimmt: daß nämlich keine Otter auf ein Mal so viel Gift bey sich habe, als erfordert werde, einen Menschen zu tödten, wäre also schon durch diesen Fall widerlegt.

Auch folgender Fall zeigt hinlänglich, wie tödtlich der Natterngift in kurzer Zeit für Menschen werden kann.

Eine schwangere Frau jätete barfüßig im Garten. Auf einmal empfand sie einen brennenden Schmerz in der kleinen Zehe, den sie einer Brenn-Nessel zuschrieb; er wiederholte aber gleich darauf, und nun erst sah sie, daß sie von der grauen Otter gebissen worden war.

Sie eilte sogleich in ihr Haus, wo unter merkbaren Convulsionen ihr sieben Monat altes Kind nach einigen Minuten starb, und todt abging. Sie selbst kam nach einem äußerst schmerzhaften Krankenlager mit dem Leben davon *).

3. Die

---

*) Neue schwedische Abhandlungen VIII. 229.

3. Die Kreuzotter, schwedische Natter, Feuerotter. (Coluber chersea Lin.)

Sie wird dicker, aber nicht so lang, als die graue Otter.

Die Grundfarbe des Rückens ist rostfarbig oder dunkelröthlich. Auf dem Kopfe stehen zwey Halbzirkel, in Gestalt zweyer getrennten halben Monde, und ein gleichgefärbter Strich hinter jedem Auge.

Ueber den Rücken hin läuft ein aneinander hängender, zickzackförmiger, dunkelbrauner oder rothbrauner Streifen, und an den Seiten weg liegen verwachsene rothbraune Punkte.

Der Unterleib ist aschgrau, oder vielmehr bläulich, mit lauter weißen Queerbinden und kleinen schwärzlichen Punkten besetzt.

Der Kopf ist fast eyrund und breiter und platter, als bey der grauen Otter.

Sie hält sich bey uns vorzüglich gerne in Laubhölzern und zwar immer gerne in buschichten und sumpfigen Gegenden auf, ob sie sich gleich auch sehr gerne sonnt.

Ihre Benennung: Chersea ist daher sehr richtig hergeleitet, nämlich von Chersus, ein sumpfiger Ort.

Die

Die Kreuzotter ist nicht so gefährlich, nicht von so trotzigem nnd zornigem Naturell, wie die graue Otter; sie fliehet auch, wenn man auf sie los geht, und sucht sich im nächsten Busch zu verbergen; auch ist sie nicht so schnell und gewandt als jene.

Indessen will ich nicht sagen, daß sie nicht giftig und gefährlich sey, sondern das ist sie allerdings: sie hat die Giftzähne, wie die graue Otter, und ich selbst habe Gelegenheit gehabt, die Wirkung ihres Giftes zu beobachten.

Vermuthlich ist sie seither um deswillen für giftiger und gefährlicher, als die graue Otter, verschrieen worden, weil ihre Farbe gelblich ist, und wer weiß nicht, daß die gelbe Farbe an den Amphibien immer, wiewohl fälschlich, für die Giftfarbe gehalten worden ist?

Daher auch der Ruf von der großen Giftigkeit des Salamanders, in den ihn bloß seine schönen gelben Flecken gebracht haben mögen.

Daß daher diejenige Otter, die wir Kreuzotter nennen, eine von der grauen Otter ganz verschiedene Art sey, halte ich für ausgemacht; ob sie aber die sogenannte schwedische Natter ist, die in Schweden so häufig angetroffen wird, und die

daselbst

daselbst so vieles Unheil anrichtet, will ich nicht behaupten, sondern ich bezweifele es vielmehr.

Ueberhaupt wird die schwedische Natter sehr verschieden beschrieben.

Gmelin beschreibt sie:

„Bero satis affinis — et bero minor,
„color obscurius spadiceus; vitta etiam
„dorsalis dentato - repanda spadicea;
„caput ovatum, truncus teres.“

Müller sagt: sie sey nur eine Spane lang, und nicht dicker als eine Gänsespule.

Gmelin's Beschreibung paßt daher ganz auf unsere inländische Kreuzotter; Müllers Beschreibung aber mehr auf die Blindschleiche, als auf irgend eine Natter.

Der um die Naturgeschichte so verdiente und unvergeßliche Göze, der im eigentlichen Sinne Naturforscher war, will die Chersea auf dem Harze gar nicht angetroffen haben, und doch sagt er *), daß er den Schlangen auf dem Harze besonders nachgespürt, und alle Arten, die er habe bekommen können, in Weingeist aufbewahrt habe.

Da

*) Natur, Menschenleben und Vorsehung B. V. S. 320.

Da nun ferner, nach Götzens gewiß glaubhafter Versicherung, die graue Otter (Berus) auf dem Harze sehr gemein seyn soll, so ist es ja schon aus diesem Grunde gar nicht denkbar, daß Berus und Chersea eine Art seyn könne, man mag nun annehmen, daß Chersea das Weibchen oder eine junge Berus sey.

Denn wo der Berus alt oder als Männchen vorhanden ist, da muß er auch jung und als Weibchen anzutreffen seyn.

Nichts ist wohl natürlicher und der Erfahrung in ähnlichen Fällen angemessener!

Ob ich nun gleich eben sagte, daß die Kreuzotter nicht so gefährlich als die graue Otter sey: so bleibt sie dennoch gefährlich genug.

In dichten Laubwaldungen, wo ich sie gegewöhnlich angetroffen habe, sieht man sie oft wegen ihrer gelblichen Farbe, und weil sie immer zusammengerollt liegt, für ein dürres Blatt an, bis man ganz nahe an sie kömmt, wo sie dann erst flieht.

Letzteres thut sie aber, wenn sie sich sonnt, sehr ungerne, und ich selbst bin oft mit den Händen ganz nahe an ihr gewesen, ehe ich sie entdeckt habe.

Sie beißt ebenfalls mit einem lauten Zischen, springt aber nicht so weit nach dem Gegenstand ihres Zorns, als die graue Otter.

Oft habe ich kaum zwey Schritte von der Kreuzotter entfernt gestanden.

Ruhig sah sie mich an, und wenn ich Miene machte, näher zu gehen, so kroch sie langsam in den nächsten Busch. Noch öfterer bin ich aber von der grauen Otter noch sechs bis acht Schritte entfernt gewesen, und sie zischte schon und machte mancherley Krümmungen und Bewegungen, ohne zu entfliehen.

So bald man aber auf die Kreuzotter tritt, oder sie mit den Händen berührt; so beißt sie auch augenblicklich, und ihr Gift, ob es gleich nicht so heftig, wie das der grauen Otter, ist, kann dennoch, wenn nicht bald Hülfe geleistet wird, für den Menschen tödtlich werden.

Indessen hat man doch mehrere Beyspiele, daß selbst kleine Kinder, die von der Kreuzotter gebissen wurden, vollkommen wieder hergestellt worden sind; da mir hingegen eine Person bekannt ist, die als ein erwachsenes Mädchen von der grauen Otter in den Fuß gebissen wurde, wovon sie noch bis jetzt lahm geht.

Dieses sind nun die zwey giftigen Natterarten, die in Deutschland angetroffen werden.

Einige Naturforscher wollen behaupten, daß auch die

3. schwarze Otter, englische Natter (Coluber Prester, Lin.)

in Deutschland angetroffen werde, allein nach meiner Ueberzeugung ist diese bey uns nicht einheimisch.

Die englische Natter ist entweder ganz schwarz oder schwarzgrau, unten glänzend stahlfarben, um die Lippen weiß und schwarz gefleckt.

Der Kopf spitzig, der Schwanz etwas stumpf, und die Augen feuerroth.

Sie bewohnt das südlichere Europa, hält sich auf hohen Bergen bey Felsenklüften und in dichtem Moos auf, und ist sehr giftig.

Diese ist auf keinen Fall in Deutschland einheimisch.

Da unsere graue Otter bey zunehmendem Alter immer dunkler wird: so hat man vielleicht eine sehr alte dieser Art für eine besondere und zwar für die englische Natter gehalten.

Mir wenigstens ist außer der grauen Otter und der Kreuzotter keine andere giftige deutsche Natter bekannt.

Dritte Klasse.

Thiere, die zwar im eigentlichem Sinn nicht giftig sind, aber dennoch durch ihren giftartigen Speichel oder sonst durch einen bey sich habenden giftartigen ätzenden Saft schädlich werden können.

A) Amphibien.

1. Die Ringelnatter, Wasserschlange, Unke. (Coluber natrix, Lin.)

Eine der bekanntesten deutschen Schlangenarten, die zuweilen eine Größe von Mannslänge erreicht.

Der Oberleib ist stahlfarbig mit weißen Seitenflecken, besonders an beiden Seiten des Halses, wo die Flecken die Gestalt eines Halsbandes oder Ringes bekommen.

Der

Der Unterleib ist gelblichweiß, der Schwanz ganz dunkelbraun, bey ganz alten schwarz.

Nur bey den jungen sind die Halsbacken gelb und verlieren sich mit dem zunehmenden Alter.

Sie hält sich so wohl auf hohen Bergen als in tiefen Thälern auf, liebt aber immer die Gegenden, wo Teiche und Flüsse in der Nähe sind.

Auch wird sie oft in alten verfallenen Gebäuden, und selbst in Ställen und Kellern angetroffen. Denn ob sie gleich zuweilen und besonders, wenn sie sich häutet, die Sonnenwärme sehr liebt: so wählt sie doch immer zu ihrem eigentlichen Aufenthalte schattige Oerter.

Die Nahrung hat sie mit den übrigen Nattern gemein, und sie verschlingt oft den größten Frosch und selbst Ratten und Maulwürfe.

Sie gebiert nicht, wie die vorangeführten giftigen Nattern, lebendige Junge, sondern legt ihre aneinander gereihten Eyer in die Erde und besonders in den Mist, wo ich sie oft zu Tausenden angetroffen habe.

Man hält die Ringelnatter gewöhnlich für ein ganz unschuldiges Thier, das Niemanden beleidige, und dieses Lob verdient sie wirklich, besonders wenn man sie mit ihren Gattungsverwandten, der

grauen

grauen Otter und der Kreuzotter, in Vergleichung setzt.

Denn sie hat keine Giftzähne, geht in der größten Gefahr nicht auf den Menschen, sondern flieht vielmehr, so bald man sich ihr nur von weitem nähert.

Daß sie aber, wenn man sie anfasse, nicht ein Mal Miene zum Beißen machen sollte, kann im Allgemeinen keinesweges gesagt werden.

Schon Beckmann behauptet, daß alte und sehr große Ringelschlangen, im Zustande der Wildheit, wenn sie gereizt werden, sich aufrichten, die Zunge bewegen, mit den Zähnen knirschen, und den, der sie fangen will, in die Hand beißen, und daß ihr Biß, wenn sie sehr zornig sind, eine Entzündung verursache *).

Daß dieß seine Richtigkeit habe, kann ich aus eigner Erfahrung bezeugen.

In meinen Knabenjahren hatte ich unter meinen Gespielen auch einen Knaben, den wir nur spottweise den Unkenbanner hießen.

Denn wenn er sich in einem gewissen Teich, worin und um welchen herum es viele dieser Ringelnattern gab, mit seinen Kameraden badete: so ergriff

*) Beckmann Bibl. XII. 451.

ergriff er oft die erste beste, schlug damit auf seine nackten Kameraden los, und jagte sie zum Teiche hinaus; denn er war, wie mehrere unserer neuern Naturforscher, vollkommen überzeugt, daß die Ringelnatter ganz unschuldig und unschädlich sey.

Einstmal wurde er aber eines Bessern belehrt. Ich ging mit ihm an einer Felsenwand hin, wo er mir ein Vogelnest zeigen wollte.

Hier trafen wir auf eine Ringelnatter, die im Wege lag, und die ich sogleich mit einer Ruthe auf den Kopf schlug, daß sie sich betäubt vor uns herumwirbelte.

Unser Unkenbanner griff sogleich zu, und die Ringelnatter, die sich wieder erholt hatte, biß ihn in die Hand. „Es thut doch weh, wenn einen die Luder beißen,“ sagte mein Kamerad ganz gelassen, und als er gleich darauf noch einmal gebissen wurde: so schlug er die Ringelnatter mit dem Kopf wider einen Baum, und warf sie weg.

Wir sahen nach der Wunde, und die Zähne waren wirklich durch die Haut gegangen, mein Unkenbanner war aber dabey ganz ruhig; denn er glaubte von der Unschädlichkeit dieser Natter zu sehr überzeugt zu seyn.

Als wir aber noch eine kleine Strecke gegangen waren: so sagte er mir, daß ihm seine Hand jetzt sehr weh thue, und daß sie auch dicker als die andere sey, welches Letztere ich auch so fand.

Er lief sogleich nach Hause, und die Schwulst nahm immer mehr zu.

Er trug sich einige Tage damit, und die Haut löste sich sodann fast von der ganzen Hand ab.

Die Ringelnatter kann also nur in so fern ein unschuldiges unschädliches Thier genennt werden, weil sie keine Giftzähne und kein starkes gefährliches eigentliches Gift bey sich hat, und weil sie Niemanden angreift, und sogar alsdann nicht ein Mal beißt, wenn sie von ungefähr berührt wird.

Daß sie aber, wenn sie mit Gewalt angefaßt und festgehalten wird, zuweilen um sich beißt und durch ihren Biß schädlich werden kann, ist keinem Zweifel unterworfen.

Nach Götze's Versicherung sollen zwar auf dem Harze die Kinder diese Nattern, wenn sie über die Kanäle der Sägemühlen schwimmen, fangen, und damit spielen.

Ich gebe dieß gerne zu; denn auch unser Unkenbanner hatte, wie wir schon vorhin bemerkt haben,

ben, sehr oft die Ringelnatter in und bey dem Wasser gefangen, ohne die Schädlichkeit ihres Bisses zu erfahren, und doch wurde sie ihm zu einer andern Zeit und an einem andern Ort so schädlich.

Lassen Sie uns daher aus dem bisher Gesagten und überhaupt aus der Lebensart dieser Natter in Ansehung ihrer Schädlichkeit und Unschädlichkeit folgende Resultate ziehen.

So lange sie in Gegenden lebt, wo Wasser ist, und wo sie sich oft badet, oder sich doch an nassen sumpfigen Orten aufhält: so lange bleibt sie unschuldig und unschädlich; denn Regen und kühle näßliche Witterung benehmen selbst den giftigsten Schlangenarten einen Theil ihres Gift- und Bösartigen, und ich glaube, daß die Ringelnatter eben deshalb unschädlich ist, weil sie im Wasser und auf dem Lande lebt. In heißen Sommertagen regt sich auch bey ihnen ein unwiderstehlicher Reiz zum Baden, und sie ziehen sich oft in großer Menge nach einem Teiche oder Wasser hin. So bald aber die Ringelnatter eine geraume Zeit ohne Wasser und dabey in einer trocknen sonnenreichen Gegend lebt, (welches Letztere vorzüglich zur Zeit, wo sie sich häutet, stattfindet): sobald scheint sie mir allerdings etwas giftartig und selbst bösartiger zu werden, und ihr Biß verursacht wenigstens starke Entzündung und Schwulst.

Schwulst. Ich kann es also keinesweges billigen, wenn man die Ringelnatter für so ganz unschädlich ausgiebt, und den Kindern alle Furcht vor diesem Thiere zu benehmen sucht, das ihnen doch allerdings wenigstens unter diesen oder jenen Umständen schädlich werden kann.

---

2. Die Kröte, und zwar die gemeine Kröte. (Rana Bufo, Lin.)

Die Kröte gehört in die erste Ordnung der Amphibien oder zu den Kriechenden (Reptilia). Es gehören zu dieser Ordnung vier Gattungen, wovon die zweyte die Frösche (Rana) enthält, in welche auch unsere Kröte gehört.

Da vielleicht mancher meiner jungen Leser dieses garstige und ekelhafte Thier noch nicht in der Nähe gesehen hat: so will ich es kürzlich beschreiben.

Die Kröte ist grün, gelb, grau und schwarz gefleckt, und der ganze Körper überall warzig. Sie wird über sechs Zoll lang und vier Zoll breit. Der Kopf ist kurz, der Bauch sehr dick. Die Vorderfüße haben vier Finger, die Hinterfüße fünf verwachsene Zehen. Die Augen sind roth. Auf

jedem

jedem Augenliede ragt eine schwulstige Erhöhung hervor.

Der ganze Körper ist wie aufgeblasen. Die Warzen sind auf dem Rücken am größten, an den Seiten nimmt ihre Größe und Anzahl allmählig ab.

Nach dem After zu scheinen sie etwas größer zu seyn, hier sind sie auch roth, auf dem Rücken nur röthlich, und unterwärts ganz blaß. Die Farbe scheint nach der Jahreszeit, nach dem Alter des Thieres und nach andern Umständen sehr verschieden zu seyn.

Im Frühjahre, wenn sie aus ihren Löchern hervorkriechen, sind sie schmuzig und braun, in der Folge aber, wenn sie ihre alte Haut verloren haben, sind sie bald grünlich, bald schwärzlich, bald roth und gelbbraun.

Die Haut ist so dick und hart, daß man sie kaum mit einer Nadel durchstechen kann.

Die Kröte ist in ganz Europa bekannt. Sie hält sich in waldigen Gegenden, an schattigen und feuchten Orten, in Hecken, alten verfallenen Gebäuden, in Gärten, besonders wo Salbey oder Schierling steht, und selbst in Kellern auf, und nährt sich von allerhand Insekten und Gewürmen.

Die Kröten haben, so wie alle Amphibien, ein außerordentlich zähes Leben.

An feuchten Orten können sie jahrelang, ohne die mindeste Nahrung zu sich zu nehmen, leben. Daß die Kröte ein so ganz unschuldiges Thier sey, kann keineswegs gesagt werden, und Aeltern und Lehrer handeln immer sehr unüberlegt, wenn sie den Kindern alle Furcht vor diesem Thiere benehmen wollen.

Denn ihr Urin ist sehr scharf und beißend, und kann, wenn er den Menschen ins Gesicht gesprützt wird, und besonders, wenn davon etwas in die Augen kömmt, sehr schädliche Folgen hervorbringen.

Noch schädlicher und wirklich giftartig ist der milchartige Saft in den Warzen, womit ihr ganzer Körper bedeckt ist.

Bringt man von diesem Saft bloß etwas an die Hände: so bewirkt er nur einige Entzündung, und zwar nicht einmal bey allen Menschen. Kömmt aber davon etwas zufälliger Weise in eine Wunde, so daß er sich leicht mit dem Blute vermischen kann: so kann dadurch eine an sich unbedeutende Wunde sehr gefährlich werden. Folgender Vorfall, von dem ich zwar nicht Augenzeuge gewesen bin, dessen

Wahrheit mir jedoch von einer glaubhaften Person versichert worden ist, beweist dieß.

Ein Bauersmann, der sich einige Tage vorher mit dem Messer in die Hand geschnitten hatte, tödtete in seinem Garten eine Kröte, und brachte mittelst des Stocks, womit er die Kröte erschlagen hatte, etwas von diesem milchartigen Saft in seine schon fast geheilte Handwunde.

Einige Minuten darauf schmerzte ihn die Wunde wieder außerordentlich, und Geschwulst und Entzündung griffen bald so sehr um sich, daß sich der Mann noch wochenlang damit tragen mußte, und sogar während dieser Zeit oft fieberhafte Anfälle bekam.

Auch innerlich ist dieser Saft sehr schädlich, obgleich bisher viele Naturforscher das Gegentheil haben behaupten wollen. Sie sagen, daß oft Marktschreyer Kröten gefressen und diese ihnen nichts geschadet hätten.

Gewiß fraßen sie aber die Kröte nicht, wie sie aus der Hand der Natur kam, sondern benahmen ihr wahrscheinlich auf irgend eine Art ihren giftartigen Saft.

Man kann ja nur die Kröte mit Salz bestreichen, und sie giebt augenblicklich ihren schädlichen Saft von sich.

Gaukler nehmen auch unserer gefährlichen grauen Otter und selbst der noch gefährlicheren Klapperschlange, deren Biß in fünf Minuten tödtlich wird, den Gift, und spielen mit ihr.

Dürfen wir aber deswegen diese Schlangenarten für unschädlich ausgeben? Gewiß nicht!

Man will sogar neuerlich die Bemerkung gemacht haben, daß angebissene und verschluckte Kröten bey den Hunden die Tollheit bewirkten.

Wird die Kröte bloß vom Hunde so gereizt, daß nur etwas von ihren beizenden Säften in den Mund kömmt: so kränkelt er nur und bricht sich; beißt er sie aber, und bekömmt mehr Gift in sich: so wird er toll; und verschluckt er sie ganz: so wird er zwar auch toll, allein er stirbt auch bald *).

Wenn daher die Kröte als ein plumpes lichtscheues Thier Menschen und Thiere nicht anfällt, und durch ihren Biß nicht schädlich und gefährlich wird: so dürfen wir sie dennoch deshalb noch nicht für unschuldig und unschädlich halten.

Denn sie kann uns, ohne daß sie uns beißt und anfällt, dennoch, wie wir eben gesehen haben,

*) Reichsanzeiger 1801. Nr. 20.

ben, auf mancherley Art schädlich werden, und sie verdient daher als ein an sich schon ekelhaftes und abscheuliches Thier mit Recht unsern ganzen Abscheu.

---

3. Die Kreuzkröte, Röhrling, stinkende Handkröte. (Rana Bufo Calamita, Lin.)

Die Kreuzkröte erreicht bey weitem die Größe nicht, wie die vorige, und ist ungefähr von der Größe des braunen Grasfrosches.

Im Ganzen ist sie aber jener ähnlich, und unterscheidet sich bloß von derselben durch den gelben Strich, der über den olivenbraunen mit schmuzigrothen Warzen besetzten Rücken vom Kopfe bis zum After läuft, und zuweilen die Gestalt eines Kreuzes hat, woher sie auch die Benennung: Kreuzkröte führt.

Ihre Augen sind nicht, wie bey der vorigen, roth, sondern grünlichgrau.

Ihr gewöhnlicher Aufenthalt sind altes Gemäuer, Steinhaufen und Mauerlöcher, doch trifft man sie auch im Frühjahre in Sümpfen und im Schilf der Teiche an, wo sie ihr bekanntes traurig klingendes Unken hören läßt.

In Ansehung ihrer Schädlichkeit hat sie mit der gemeinen Kröte alles gemein, und man hat Ursache, sie noch mehr als jene zu verabscheuen.

Denn sie sucht sich gegen ihre Feinde durch den Gestank des Safts zu vertheidigen, den sie aus der Haut schwitzt, und der wie angezündetes Schießpulver stinkt.

Wird sie aber nicht gereizt: so läßt sie die Feuchtigkeit nie von sich.

Sie stinkt auch an und für sich schon etwas, und ist daher in jeder Rücksicht ein ekelhaftes Thier.

---

4. Die grüne Kröte. (Rana Bufo viridis, Lin.)

Unstreitig die schädlichste Kröte unter allen, ja ich möchte sie fast die giftige Kröte nennen.

Sie hat die Größe der vorhergehenden. Der Körper ist schmuzig weiß und oben grün und schwärzlich gefleckt.

Sie ist überall mit grünen und gelbrothen Warzen dicht besetzt, und die weit hervorliegenden Augen sind feuerroth.

Gewiß ein häßliches Thier, das aber bey uns sehr selten ist.

Sie bleibt bis zu Ende des Julius im Wasser, alsdann aber geht sie heraus in Mauerlöcher, Felsenklüfte und andre dunkle Orte.

Wenn diese Kröte zornig gemacht wird: so blitzen ihr die Augen, die Haut schwillt auf, und sie verbreitet einen solchen abscheulichen Geruch, daß davon, wenn man nahe an ihr steht, der Kopf betäubt wird.

Läßt man diese grüne Kröte von Eidexen beissen: so sterben die Eidexen in kurzer Zeit selbst an Convulsionen.

Vögeln scheint ihr Hautsaft nicht zu schaden, ob sie gleich auch einen Abscheu vor ihnen haben; denn Störche fressen diese Kröte nicht.

Bey den Hunden hingegen zeigt er sich äußerlich durch eine anfressende und eiternde Schärfe.

M i l ch, worin eine solche Kröte eine Zeitlang gelegen, schadete weder Hunden noch Katzen, denen sie beygebracht wurde.

W a s s e r aber, in welchem man sie aufbehalten hatte, wollten die Hunde nicht saufen.

Sie schracken davor zurück, und wenn man es ihnen mit Gewalt beybrachte: so erfolgte große Angst und heftiges Erbrechen.

Diese Kröte kann also in der That eher giftig, als unschädlich, genennt worden.

5. Die

5. Die kleine Wasserkröte, Feuerkröte.
(Rana bombina, Lin.)

Sie ist nicht größer, als ein großer Laubfrosch, von Farbe dunkelgrau, wenn man sie aber schräge ansieht, schmuzig olivenbraun, mit schwärzlichen Flecken.

Am Unterleibe ist die Farbe blaßblau, mit schönen goldgelben Flecken, woher sie den Namen Feuerkröte erhalten hat.

Sie ist ebenfalls überall mit Warzen besetzt, die auf dem Rücken dunkelgrau, wie die Farbe des Körpers, am Bauche aber weiß sind.

Alle aber haben in der Mitte einen schwarzen Punkt. Die Augen sind bräunlich gelb.

Diese Kröte ist in Deutschland sehr gemein, und lebt in Sümpfen und flachen Teichen, geht aber auch besonders zur Herbstzeit aufs Land.

Sie kriecht nicht, sondern hüpft wie die Frösche.

Der Saft in ihren Warzen ist nicht so scharf und ätzend, als bey den übrigen Kröten: allein er ist dennoch nicht ganz unschädlich.

Denn Eidexen, von denen man diese Kröte beißen läßt, befinden sich nach einem solchen Biß sehr übel, erholen sich aber wieder.

Der Aufenthalt im Wasser benimmt vielleicht dem Saft in den Warzen viel von seiner Schärfe; denn das Wasser, worin sie sich aufhalten, wird von dem Schleime, womit ihre Haut überzogen ist, ordentlich schleimartig.

---

6. Die eigentliche Wasserkröte, große Wasserkröte. (Rana bombina, Bufo fuscus.)

Sie ist weit größer als die vorhergehende, wenigstens das Weibchen, welches bey dieser Art noch ein Mal so groß, als das Männchen, ist.

Der Körper ist oben braun mit schwarzen und weißgrauen Flecken besetzt, und hin und wieder mit gelbrothen Punkten bestreut.

Die Augen sind blaßgelb, und die Hinterzehen mit einer Schwimmhaut verbunden.

Sie hält sich wie die vorige in Pfützen und Morästen auf, und man trifft sie nur sehr selten auf dem Lande an.

In Deutschland ist sie sehr gemein.

Ihr Warzensaft ist ebenfalls nicht so scharf und beizend, als bey den übrigen Kröten.

Wird sie gereizt: so verbreitet sie einen so heftigen Knoblauchsgeruch von sich, daß Einem die Augen übergehen.

Auch diese Kröte verabscheuen die Störche.

---

7. Die veränderliche Kröte. (Rana variabilis, Lin.)

Diese Kröte gehört unter die seltenen Thiere, denn sie wird nur wenig gefunden.

Sie hat die Größe des braunen Grasfrosches, ist kurz und dick, und die Grundfarbe ist grauweiß mit großen grasgrünen Flecken.

Wird diese Kröte gereizt: so verwandelt sich die weiße Grundfarbe in Aschgrau; schläft sie, welches gewöhnlich den ganzen Tag über der Fall ist: so bleibt zwar die Grundfarbe grauweiß, die grünen Flecken verwandeln sich aber ins Graue; wird sie von der Sonne beschienen, wodurch sie krank und unruhig wird, und welches sie sehr zu vermeiden sucht: so verschwinden die grünen Flecken ganz und der ganze Körper wird grau.

Von diesem Farbenwechsel hat sie den Namen veränderliche Kröte erhalten.

Sie hält sich in schattigen und sumpfigen Gegenden auf, und ihr Warzensaft ist sehr scharf und beißend.

8. Der Wassersalamander, Wassermolch. (Lacerta lacustris, Lin.)

Der Wassersalamander gehört ebenfalls in die zweyte Ordnung der Amphibien (kriechende Amphibien) und macht mit seinen übrigen Gattungsverwandten die dritte Gattung aus, welche die Eidexen (Lacerta) enthält.

Er ist jung schmuzig graubraun oder schwarzgrau, alt aber schwarzgrün; unten schön pomeranzenfarbig, mit unregelmäßigen schwarzen Flekken gezeichnet.

Rücken und Seiten sind warzig und aufgetrieben, die Backen wie aufgeschwollen, der Kopf dick und stumpf, der Schwanz lanzenförmig, an den Seiten flach gedrückt.

Er ist etwas kleiner als der Molch oder Landsalamander, aber dennoch weit größer als die Sumpfeidexe.

Er ist in Deutschland sehr gemein, lebt immer in stillstehendem hellem Wasser, selten in trüben Pfützen.

Er nährt sich von Insekten und Würmern, die er auf der Oberfläche des Wassers fängt, von Froschlaich und selbst von Meerlinsen u. s. w.

Das Merkwürdigste bey dem Wassersalamander ist die außerordentliche Reproduktionskraft.

Denn man kann ihm alle vier Beine abschneiden, und er bekommt wieder neue.

Von jungen Salamandern, bey denen die Reproduktionskraft besonders stark ist, hat man in den Monaten Junius, Julius und August sechs Mal einen neuen Anwuchs der vier Beine erhalten, und überdieß in eben der Zeit sechs Mal einen neuen Schwanz.

Bey einem solchen Salamander hat man an den vier Beinen und dem Schwanze in gedachten drey Monaten 687 neu hervorgewachsene Knochen gezählt.

Auch der Wassersalamander ist nicht ganz unschädlich.

Denn bey Thieren, denen man ihn zu fressen gab, errregte er Ekel und Erbrechen.

---

9. Die Sumpfeidexe. (Lacerta palustris, Lin.)

Sie ist merklich kleiner, als der Wassersalamander. Die Farbe ist oben bräunlich, unten gelbbunt.

An den Seiten des Schwanzes läuft bey dem Männchen ein goldgelber breiter Streifen hin.

Sie lebt ebenfalls immer in Wasser, aber mehr in trübem schlammichtem als in reinem Wasser.

Nahrung, Naturell und andere Eigenheiten hat sie mit dem Wassersalamander gemein; nur scheint sie mehr giftartige Säfte bey sich zu haben, als jener.

Ein berühmter Arzt zu Salisbury that eine Wassereidexe in ein Gefäß, und gab ihr eine Art von schleimichtem Teichkraute, wovon sie auch fraß.

Er erhielt sie auf vierzehn Tage, ohne Wasser zuzugießen.

Endlich bemerkte er, daß das Thier zwey bis drey Löffel voll schaumichter und schleimichter Materie, wie Froschlaich, aus dem Maule von sich gab, und darauf starb.

Er kostete etwas davon und fand sie sehr stechend, auch das Wasser äußerst salzig.

Da er eine Katze davon saufen ließ, fing sie bald nachher an stark zu schwellen und wäre beynahe gestorben.

---

10. Der Molch, Landsalamander, Feuermolch, Sternsalamander. (Lacerta Salamandra, Lin.)

Dieses in ältern Zeiten so sehr gefürchtete und in neuern Zeiten für so ganz unschuldig und unschädlich erklärte Thier verdient es, daß wir uns bey seiner Beschreibung etwas länger, als bey den bisher beschriebenen Thieren, aufhalten.

Der Molch oder Landsalamander ist in der That ein schönes Thier.

Er ist gegen sechs bis acht Zoll lang und so dick, als ein starker Daumen.

Der ganze Körper ist kohlschwarz, mit goldgelben Flecken und häufig mit löcherichten Warzen besetzt; der Schwanz rund und abgestumpft; der Kopf platt und stumpf; der Hals kurz; die Augen schwarz und glänzend; die Vorderfüße haben vier, die Hinterfüße fünf Zehen ohne Krallen.

Der Molch ist im ganzen gemäßigten Europa zu Hause und wird in manchen Gegenden sehr häufig angetroffen.

Sein eigentlicher Aufenthalt sind feuchte und kühle Orte, und dichtbelaubte Wälder, wo er

sich

sich in feuchtem Moos und in dürrem Laub beständig verborgen hält.

Nur bey sanften warmen Regen sieht man ihn besonders im Frühjahre oft in Menge über die Wege hinkriechen, und zwar immer, wie man bemerkt haben will, von Süden nach Norden.

Ob die Molche gleich im Wasser leben können: so halten sie sich doch immer mehr auf dem Lande auf.

Im Winter verbergen sie sich in Erd- und Steinritzen, unter alte vermoderte Baumstämme u. s. w. und legen sich spiralförmig zusammen.

In dieser Lage findet man oft zur Winterszeit mehrere in ihren Schlupfwinkeln beysammen.

Der Sonnenhitze setzen sie sich nicht leicht aus; denn sie ist ihnen schädlich und sogar tödtlich.

Sie haben einen trägen, langsamen und unbehülflichen Gang, und können sich, wenn man sie auf den Rücken legt, nur sehr schwer wieder auf die Beine helfen. Haben sie aber ein Mal eine kleine Reise angetreten: so verfolgen sie auch ihren Weg beharrlich, und kein Geräusch bringt sie davon ab.

Schlägt man einen Molch: so bleibt er sogleich unbeweglich liegen, als wenn er betäubt wäre. Er hat ein sehr zähes Leben, und man kann lange auf ihn schlagen, ehe er stirbt. Taucht man ihn aber in Essig, oder bestreut ihn mit Salz: so bekömmt er heftige Convulsionen und stirbt in wenigen Minuten.

Seine Nahrung besteht in Allerley, in Insekten und Würmern, doch hat man auch Brey von bloßen Vegetabilien in seinem Magen gefunden, und er nährt sich daher auch mit aus dem Pflanzenreiche.

Er kann sehr lange hungern, und ist ohne alle Nahrung bloß im Wasser über sechs Monate zu erhalten. Nur muß er von Zeit zu Zeit frisches Wasser erhalten.

Er scheint ein wirklicher Stummer zu seyn; denn noch nie hat man eine Stimme von ihm gehört.

Zwey Umstände haben den Molch seit langen Zeiten in einen großen Ruf gebracht, nämlich:

1) daß er im Feuer leben könne, und

2) daß er sehr giftig sey.

Beide Eigenschaften hat man ihm aber in einem zu hohen Grad beygelegt, obgleich nicht zu leugnen ist, daß er von beiden etwas besitzt.

Denn,

Denn, was den Umstand betrifft, daß er im Feuer leben könne: so sagt Plinius *) schon: Er ist so kalt, daß er, wie ein Eis, durch bloße Berührung Feuer auslöscht!

Doch scheint er damit nicht sagen zu wollen, daß er helle Flammen auslöschen könne; denn an einem andern Orte sagt er wieder: **)

„Wäre das gegründet, was die Magier „vorgeben, daß sie nämlich gewisse Theile „des Salamanders als Mittel wider Feuers„brünste vorschlagen; weil er das einzige „Thier ist, welches das Feuer auslöscht: „so würde Rom längst den Versuch gemacht „haben.“

So viel ist indessen gewiß, daß der Molch in einem schwachen Kohlfeuer einige Zeit ohne Schaden ausdauern kann, indem er, theils durch den Mund, vorzüglich aber durch kleine Oeffnungen, die über seinen Körper zerstreut sind, einen Saft von sich sprützt, wodurch er von Zeit zu Zeit einen Theil des Feuers auslöscht, und die Glut mindert. Im Flammenfeuer hingegen muß auch der Molch,

*) Naturgeschichte übers. von Groß III. 178. §. 86.

**) Naturgeschichte übers. von Groß VIII. 183. §. 23.

Molch, wie alle andere Thiere, bald verbrennen und zu Asche werden.

Was die Giftigkeit des Molches betrifft: so haben ebenfalls die Alten von den schrecklichen Wirkungen desselben abentheuerliche Dinge erzählt.

Plinius*) sagt: „Der Schleim, der ihm wie Milch aus dem Maule läuft, frißt, er mag eine Stelle treffen, welche es sey, die Haare am ganzen menschlichen Körper weg, die benetzte Stelle verliert die Farbe und wird zum Male.“

„Unter allen Giftthieren, fährt er an einem andern Orte**) fort, sind die Salamander die bösesten.“

„Andere verletzen nur einzelne Menschen, und tödten nicht mehrere zugleich. Nicht zu gedenken, daß andere Giftthiere, wenn sie einen Menschen verwundet haben, durch das Bewußtseyn davon umkommen und von der Erde nicht wieder angenommen werden, will ich nur sagen, daß der Salamander ganze Völker tödten kann, wenn sie nicht auf ihrer Hut sind.“

„Wenn

*) Naturgeschichte übers. von Groß. III. Band. S. 178. §. 86.

**) Das. VIII. B. S. 181. §. 23.

„Wenn er auf einen Baum kriecht, vergiftet er alle Früchte, und wer davon genießt, stirbt vor Frost, nicht anders, als ob er Aconitum genommen hätte.“

„Ja! wenn bey einem Holze, das er nur mit dem Fuße berührt hat, Brot gebacken wird: so ist es vergiftet, und fällt er in einen Brunnen: so ist es das Wasser nicht minder. Wenn man mit seinem Speichel einen Theil des Körpers befeuchtet, und wenn es auch nur die Fußsohle ist: so geht das Haar am ganzen Leibe davon aus.“

„Doch wird dieses so giftige Thier von einigen andern Thieren, z. B. von den Schweinen, gefressen.“

Daß dieß alles, was Plinius von den giftigen Eigenschaften des Molchs sagt, Uebertreibung sey, brauche ich wohl nicht zu erinnern; denn daß dieses Thier in einem so hohen Grad giftig und gefährlich sey, ist keinesweges gegründet. Ganz unschuldig und unschädlich ist er aber dennoch nicht, sondern die Feuchtigkeit, die aus seinen Warzen dringt, ist allerdings etwas giftartig. Wenigstens ist so viel gewiß, Warzeneidexen, die man mit Gewalt dahin brachte, einen Molch zu beißen, starben in kurzer Zeit an Convulsionen.

Daß

Daß die Schweine zuweilen ohne Schaden einen Molch fressen, ist zwar richtig: allein dem ungeachtet wird ihnen dieser Fraß, wenigstens häufig genossen, zuweilen schädlich und sogar tödtlich.

„Vor einigen Jahren,“ sagt Götze *), (der doch so laut für die Unschädlichkeit des Molchs gesprochen hat) „war einmal im Thale am Harze im Frühlinge eine Epidemie unter den Schweinen. Sie fielen um, bekamen Zuckungen und Schaum vor dem Maule. Da einige aufgehauen wurden: so hatten sie Molche im Magen.“

Götze, als ein so eifriger Vertheidiger der nach seiner Meinung unschuldigen Molche, vermuthet nun freylich, daß die Schweine von den Bewegungen der Thiere im Magen diese Zufälle bekommen haben könnten: allein dieser Meinung kann ich unmöglich beytreten.

Denn, nicht zu gedenken, daß das Schwein gewiß jedem Molch, den es frißt, wo es ihn nicht zerbeißt, doch mit den Zähnen einen Druck giebt, daß ihm starke Bewegungen im Magen vergehen werden, so frißt es auch noch gar viele lebende Thie=

*) Belehrungen über gemeinnützige Natur= und Lebenssachen. Ein Anhang zu dem Werke: Natur, Menschenleben und Vorsehung. S. 282.

Thiere, als Schlangen, Frösche, Mäuse, Käfer, Raupen u. s. w., die sich, wenn sie ganz verschlungen werden, ebenfalls in den Mägen der Schweine bewegen, ohne daß letztere davon Zuckungen und Schaum vor dem Maule bekommen.

Wir wollen daher unsern Salamander zwar nicht, wie unsere Vorfahren, für ein sehr giftiges und absolut schädliches Thier, wir wollen ihn aber auch nicht, nach der Meinung mehrerer neuerer Naturforscher, für ein ganz unschädliches Thier halten und unsere Kinder damit spielen lassen.

B) Insekten.

Unter den Insekten giebt es verschiedene, die durch ihren Stich gefährlich werden können.

Hierher gehören vorzüglich die Bienen, Wespen, Hornissen und Hummeln.

Diese Thierchen sind aber gewiß einem jeden meiner Leser bekannt, und eine Beschreibung derselben würde daher ganz unnöthig seyn. Auch kennt gewiß jedes Kind die schmerzhafte Wirkung ihres Stichs, und hütet sich vor denselben.

Denn alle diese Thierchen sind mit einem Stachel als Waffen versehen, womit sie aber dennoch nur wenig schaden könnten, wenn nicht eine ge-

wisse giftartige Flüssigkeit mit dem Stich in die Wunden dränge, wodurch der verwundete Theil in kurzer Zeit sehr schwillt und wie Feuer brennt.

Sie können aber gewöhnlich von ihren Waffen in ihrem Leben nur ein Mal Gebrauch machen, da sie immer mit Verlust ihres Stachels, der in der Wunde stecken bleibt, stechen.

Der Stich einer einzigen Biene, Wespe oder Hummel ist zwar niemals gefährlich, ob er gleich schmerzlich genug ist.

Wenn aber mehrere dieser Thiere einen Menschen zugleich anfallen: so können ihre Verwundungen gefährlich, ja tödtlich werden.

Man hat Beyspiele, daß ein Schwarm Bienen zwey Pferde zu Tode gestochen hat.

Vierte Klasse.

Thiere, die man bisher fälschlich für giftig gehalten hat, die es aber gar nicht sind.

A) Säugthiere.

1. Die schwarze Hausratze. (Mus Rattus, Lin.)

Die Hausratze gehört mit allen übrigen Mäusen in die vierte Ordnung der Säugthiere, welche die Nagethiere enthält, und zwar macht das ganze zahlreiche Mäusegeschlecht die dritte Gattung aus.

Die Ratze ist ein bekanntes Thier, das aber dennoch viele Personen wegen des großen Abscheues, den man vor ihm hat, bey dem ersten Anblick fliehen, und daher nicht genug kennen. Ich will es daher kürzlich beschreiben.

Eine ausgewachsene Ratze ist gewöhnlich von der Schnauze bis zum Schwanze gegen 8 Zoll lang, gegen 3 Zoll hoch, und der Schwanz 10 bis 12 Zoll lang.

Der

Der Kopf ist eyrund, die Nase etwas erhaben, die Schnauze spitzig. Im Maule finden sich 16 scharfe Zähne, und um selbiges ein starker rückwärts gewachsener Bart. Die Augen sind schwarz, groß und weit hervorstehend. An den Vorderfüßen vier, an den Hinterfüßen fünf ordentliche Zehen.

Der Oberleib ist überall schwarzgrau, der Unterleib fällt aber mehr ins Aschgraue. Es giebt auch, wie unter den Mäusen, ganz weiße mit rothen Augen, die wir aber nicht als eine besondere Art, sondern nur als Schwächlinge ansehen müssen.

Der Schwanz der Ratzen ist nicht, wie man glaubt, kahl, sondern es stecken zwischen den Schuppen viele kurze steife Haare, wie Stacheln, die sich im Klettern, wobey das Thier den Schwanz immer längs unter dem Bauche hat, sträuben und ihm, wenn es in der rauhen Kalkwand ruhet, sehr behülflich sind, indem sie eingreifen und halten.

Die Ratzen wohnen am Tage, wo sie sich selten sehen lassen, in Löchern und Klüften, besonders in Ställen, wo es im Winter warm ist, in Scheunen unter dem Getreide; auf den Heuböden unter dem Heu, und an andern verborgenen Orten.

Sie sind unstreitig die gefräßigsten Thiere, die fast nichts verschonen.

Ihre eigentliche Nahrung ist Korn und Getreide. Doch fressen sie auch Obst, Fleisch, Pflanzen und überhaupt alles, was der Mensch genießt.

Sie wagen sich selbst an größere Thiere, als an Kaninchen, Tauben und Hühner, und fressen sich in der Noth unter einander selbst auf.

Die Ratzen vermehren sich außerordentlich stark. Denn das Weibchen wirft gewöhnlich vier bis acht Junge, und zwar im Jahre drey Mal. Den Jungen bleiben zehn Tage die Augen verschlossen.

Was nun den Umstand, daß die Ratzen oder wenigstens ihre Schwänze giftig wären, betrifft: so ist dieß bloßes Vorurtheil. Wahr ist es, daß der kahl scheinende, aber rauche und mit kurzen starken Haaren besetzte Schwanz äußerst ekelhaft anzusehen ist, und daß auch das Ansehen des ganzen Thieres und besonders auch sein fader Geruch fast bey Jedermann einen gewissen Ekel und Abscheu erregt: aber weder der Schwanz noch sonst ein Theil am ganzen Thiere ist giftig, wie durch mannichfaltige Versuche außer allen Zweifel gesetzt ist.

Wir

Wir können also immer die Ratzen als ekelhafte Thiere verabscheuen, aber als giftige Thiere brauchen wir sie nicht zu fürchten. Der Umstand, daß die Katzen keine Ratzen fressen, ist auch nicht hinreichend, letztere als giftig zu verschreien; denn bloß ihr ekelhafter Verwesungsgeruch kann hinreichend seyn, bey den Katzen einen Abscheu vor dem Genuß der Ratzen zu erwecken.

Oft haben sich zur Zeit der Noth selbst Menschen von Ratzenfleisch erhalten müssen, ohne daß es ihnen schädlich geworden ist.

---

2. Die Wanderratze, fuchsbraune Erdratze. (Mus decumanus, Lin.)

Sie ist etwas größer, als die Hausratze. Der ganze Oberleib ist fuchsbraun, der Bauch weißlich; der Schwanz kahl und schuppicht, und zwischen den Schuppen befinden sich nur einzelne kurze Haare, die aber nicht so steif, wie bey den Hausratzen, sind.

Die Schnauze läuft spitzig zu und ist mit einem starken Schnurrbart versehen.

Die

Die Zehen sind mit einer Schwimmhaut verbunden, daher sie sehr gut schwimmen können.

Sie halten sich in Häusern und auf dem Felde auf, und man findet sie vorzüglich an den Ufern der Kanäle, die hinter den Häusern durchgehen, unter den Wehren und Radstätten der Mühlen, in Kellern u. s. w. In letztern werfen sie oft große Erdhaufen auf.

Ihre Nahrung ist dieselbe, wie bey den Hausratzen, nur fressen sie mehr aus dem Thierreiche und werden dadurch wahre Raubthiere.

Dem Hausgeflügel sind sie so gefährlich, wie der Ratz und der Marder, und man hat selbst Beyspiele, daß sie junge Lämmer in den Ställen aufgefressen haben.

Ihre Vermehrung ist außerordentlich, indem sie des Jahrs drey und mehrere Male hecken, und zwar nie unter zwölf und bisweilen 18 bis 21 Jungen.

Sie sind geschworne Feinde von den Hausratzen, und vertreiben diese von einem Ort zum andern.

Obgleich die Wanderratzen erst seit einem Jahrhundert in Deutschland bekannt geworden sind: so hat man sie dennoch gleich von der Zeit an, wo man sie kennen lernte, in manchen Gegenden

für

für sehr giftig gehalten, welches aber keinesweges der Fall ist.

Weder ihr Biß noch ihr Fleisch ist giftig, und wer sonst Appetit dazu hat, der kann sie ohne Gefahr essen.

Durch ihren Biß haben sie freylich oft sehr gefährlich verwundet, woraus man auf etwas Giftartiges hat schließen wollen.

Allein nicht etwas Giftartiges, sondern ihr fürchterliches Gebiß macht die Wunde gefährlich.

Denn die zwey spitzigen Unterzähne sind drey Viertel Zoll, und die zwey starken Obern einen Viertel Zoll lang; und sie können daher den stärksten Finger durch und durch beißen.

---

3. Die Hausmaus. (Mus musculus, Lin.)

Auch dieses allbekannte Hausthier, dessen Gestalt, Lebensart und Naturell Jedermann kennt, und das ich näher zu beschreiben nicht nöthig habe, hat der Aberglaube für giftig verschrieen, und daher gegen dieses in der That unschuldige Thierchen einen Haß und Abscheu, den es gar nicht verdient, bey vielen Menschen zuwege gebracht.

Das reinliche und delikate Mäuschen ist aber weder giftig, noch hat es den ekelhaften Geruch wie die Ratze, und ist, als Speise genossen, eben so wohlschmeckend als unschädlich.

Bey den Tungusen und den Bewohnern der Insel Martinique machen sie eine gewöhnliche Speise aus, und die Perser legen eine frisch aufgerissene Maus als ein giftlinderndes Mittel auf den Schlangenbiß.

Beides beweist hinlänglich, daß die Maus nichts weniger als giftiger Natur seyn kann.

Auch ihr Schwanz, der noch jetzt von vielen Menschen für giftig gehalten wird, ist eben so unschädlich, als alle übrige Theile des Körpers.

Freylich giebt er der Maus ein etwas ekelhaftes und gehässiges Ansehen: aber was ekelhaft und häßlich aussieht, ist deshalb noch nicht giftig.

Der meiste Aberglaube von der Giftigkeit und Schädlichkeit der Maus, wenigstens als Speise betrachtet, kömmt noch von den Juden her, denen unter mehreren anderen Thieren auch das Wiesel, die Maus und die Kröte zu essen verboten war.

In Ansehung der Letzteren war wohl kein Verbot nöthig; denn wer sollte Lust und Appetit bekom-

kom-

kommen, die scheußliche und überdieß nicht ganz ungiftige Kröte zu essen?

Wenn nun die Rabbinen die Ursachen angeben sollten, warum den Juden manches Thier zu essen verboten sey: so mußten sie natürlicher Weise oft auf die ungereimtesten Dinge fallen.

So sagten sie z. B. von der Maus: man dürfe sie deshalb nicht essen, weil der Genuß derselben vergeßlich mache, und das Gehirn verrücke; daher man auch oft tolle Katzen fände. Wer nur davon ißt, was eine Maus angefressen hat, vergißt seiner Lehre, vielmehr, wer die ganze Maus ißt. Daher käme es auch, daß ein Hund seinen Herrn kenne; eine Katze aber nicht, weil sie Mäuse fräße.

Das sey der Grund des Sprichworts: Vergessener als eine Katze.

Welcher Unsinn! O Pfaffenbetrug und Pfaffendespotismus, wie sehr seyd ihr gesunken, seitdem mehr Licht über die Natur der Dinge verbreitet worden ist!

---

4. Die

4. Die große Feldmaus. (Mus sylvaticus, Lin.)

Diese Maus ist fast vier Zoll lang, eben so lang ist auch der Schwanz, und die Dicke be- beträgt 1½ Zoll.

Wir sehen hieraus, daß diese Maus merklich größer als die Hausmaus ist.

Der Rücken ist rothbraun, und zwar im Sommer mehr roth, und im Winter mehr graubraun, und über denselben läuft ein schwarzer Streifen; der Bauch ist ganz weiß; der Schwanz kurzhaaricht nnd weißlich; die Augen sind groß und aus dem Kopfe hervorragend.

Das Weibchen ist merklich kleiner, und auch etwas dunkelbrauner, als das Männchen, auch der Schwanz ist etwas kürzer.

Sie halten sich eigentlich im Felde und zwar in Löchern unter der Erde auf, und thun an den Feldfrüchten beträchtlichen Schaden.

Sie ziehen sich auch in den Wald, und werden daselbst durch Abschälen des jungen Holzes schädlich.

Auch diese Maus hat man für giftig gehalten, und ich bin selbst Augenzeuge gewesen, wie eine

sonst

sonst sehr verständige Hausfrau ihrer Katze eine solche Maus abjagte, damit sie sich nicht durch deren Genuß vegiften möchte.

5. Die kleine Feldmaus. (Mus terrestris, Lin.)

Die kleine Feldmaus ist, wie schon ihre Benennung zeigt, viel kleiner als die vorige, grau von Farbe, und hat einen kurzen Stumpfschwanz.

Wer sollte diese eigentlichen Feldverwüster nicht kennen, deren ungeheure Vermehrung uns so oft zur Landplage wird?

Auch diese Thierchen haben Vorurtheil und Aberglaube für giftig gehalten, welches sie doch gar nicht sind. Denn viele Thiere, als Füchse, Katzen, Marder, Iltisse, Wieseln, Hamster, Dachse, Igel, Raben, Krähen, Elstern, Eulen, selbst Hunde und Fische fressen diese Mäuse ohne Schaden, und wie können sie daher giftiger Natur seyn?

6. Die

6. Die Wasserratze, Wassermaus. (Mus amphibius, Lin.)

Die Wasserratze hat die Größe der Hausratze, unterscheidet sich aber von dieser durch ihre Farbe und Zeichnung merklich.

Denn sie ist fahlgrauer und glänzender, der ganze Unterleib fällt etwas ins Röthliche, und Brust und Bauch ins Rothbraune.

Auch ist der Kopf runder und dicker, die Backen breiter und die Schnauze kürzer, als bey der Hausratze. Die Zehen werden durch eine Schwimmhaut verbunden.

Die Wasserratze kann auf dem Lande und in dem Wasser leben, hält sich aber doch gewöhnlich am Wasser auf. Doch findet man sie auch auf den höchsten Gebirgen.

So wild und tückisch auch diese Thiere sind, und so sehr sich auch selbst die Fischer vor ihrem Biß fürchten, so wenig ist doch derselbe giftig.

Man hat zwar Beyspiele, daß Fischer, die von einer solchen Wasserratze nur in den Finger gebissen wurden, oft eine sehr schlimme Hand bekommen haben: allein daran ist nichts Giftartiges, sondern ihr scharfes Gebiß Schuld.

Eben

Eben so wenig ist auch ihr Fleisch oder sonst ein Theil ihres Körpers giftig.

Denn in den katholischen Ländern werden sie, wie die Fischottern, gegessen, und die Jakuten essen sie gebraten, unter dem Namen Kuter, als eine große Delikatesse.

Auch viele Thiere und Raubvögel nähren sich von ihnen.

Selbst ihr kurzer Schwanz, der dicht behaart, oben schwarz und unten schmuzig weiß ist, hat nicht das ekelhafte Ansehen, wie bey der Hausratze und den übrigen Mäusen.

Auch

7. dem Hamster, (Mus cricetus, Lin.)

diesem allbekannten Thiere, hat man etwas Giftartiges beylegen wollen.

Zu mehrerer Begründung dieses irrigen Vorgebens führt man ein Beyspiel an, daß ein armer Mann, der sich von Hamsterkorn genährt, und die Hamster gegessen habe, zuletzt mit einem tödtlichen Aussatz befallen worden sey.

Sollte denn aber daran das Hamsterkorn und das Hamsterfleisch Schuld seyn?

Gewiß

Gewiß nicht! Der Aussatz konnte mancherley andere Entstehungsursachen haben; denn gar viele Hamstergräber leben von Hamsterkorn und essen Hamsterfleisch, ohne daß sie aussätzig werden.

Wäre doch der Hamster nur sonst nicht ein so schädliches Thier! als giftiges Thier brauchen wir ihn nicht zu fürchten.

---

8. Die große Haselmaus. (Myoxus Nitela, Lin.)

Diese schöne Maus ist gegen sechs Zoll lang, der Schwanz vier und einen halben Zoll, und die Höhe beträgt zwey und einen Viertel Zoll.

Die Farbe des Haars ist auf dem Rücken und der ganzen Oberfläche des Körpers rothfahl mit graubrauner Mischung; an der Kehle aber und am ganzen Unterleibe weiß, mit gelben und aschgrauen Schattirungen.

Die Augen sind mit einem schwarzen Streifen eingefaßt, der sich vorwärts bis an den Knebelbart, und unterwärts bis an die Ohren erstreckt.

Der gerade dicht behaarte Schwanz ist bis über die Hälfte schwarz und endiget sich in einem weißen Pinsel.

Der

Der gewöhnliche Aufenthalt dieser Mäuse sind Laubhölzer, wo Haselnüsse, Eicheln und Buchekkern vorhanden sind; doch unternehmen sie auch oft Streifereyen in Gärten und selbst in die Häuser. Daß sie aber besonders nach altem Käse gehen, und, um dazu zu gelangen, starke Breter durchfressen sollten, ist gänzlich ungegründet.

Dieß thut nur die braune Erdratze, womit unsere Haselmaus verwechselt worden ist.

Ehe ich von der angeblichen Giftigkeit dieser Maus rede, muß ich erst noch

9. der kleinen Haselmaus (Myoxus muscardinus, Lin.)

gedenken. Dieses kleine niedliche Mäuschen ist nicht größer, als die Hausmaus, und ist wenigstens in hiesiger Gegend nicht selten.

Es ist auf dem Rücken hellröthlich, am Bauche weißlichgelb.

Der Schwanz ist auf beiden Seiten mit dicken Haaren besetzt, und an der Spitze sind einige Haare schneeweiß.

Die großen Augen sind schwarz und hellfunkelnd; die Ohren sind kurz, abgerundet, dünn

und

und kurz behaart, und liegen dicht am Kopfe an. Kurz! es ist ein niedliches Thierchen.

Es hält sich, wie die große Haselmaus, in Laubwaldungen auf, wo es unter den Wurzeln der Haselsträuche wohnt.

Seine Nahrung besteht in Haselnüssen, Eicheln, Buchekern und noch mancherley Sämereyen und Beeren.

Was nun die angeblich giftigen Eigenschaften dieser kleinen und der vorangeführten großen Haselmaus betrifft: so heißt es nach der alten Sage: daß die Haselmäuse einen Menschen, Hund und anderes Vieh wegen ihres bey sich führenden heimlichen und durchdringenden Giftes dergestalt übel beißen, daß sie in Lebensgefahr gerathen, und Menschen und Vieh rasend und wüthend werden können *).

Wie ungegründet aber diese Behauptung ist, weiß ich aus eigner Erfahrung.

Mehr als ein Mal bin ich von Haselmäusen, die ich lebendig in der Schneuße gefangen hatte, gebissen worden, ohne daß ich in Lebensgefahr gerathen oder gar rasend und wüthend geworden bin.

Die

*) S. Zinkens allg. ökonomisch. Lexikon. S. 1828.

Die Haselmäuse sind also ganz unschädlich, und könnten wegen ihrer reinlichen Nahrung, die in Nüssen, Eicheln, Buchechern und andern Sämereyeren und Beeren besteht, füglich gegessen werden.

B) Amphibien.

1. Die grüne Eidexe. (Lacerta agilis, Lin.)

So unschuldig und unschädlich auch dieses schöne Thierchen ist, so sehr ist es dennoch in dem Ruf der Giftigkeit gewesen, und ist es bey vielen Personen noch.

Wahrscheinlich sind daran aber seine schöne Farben Schuld, an denen Aberglaube und Vorurtheil schon das Gift von außen erblicken.

Denn der Rücken ist grün, an den Seiten bräunlich mit schwarzen Flecken; der Bauch weißgelb oder kupferfarben.

Man findet sie auch zuweilen überall goldglänzend grün.

Gewöhnlich ist diese Eidexe nur fünf bis sieben Zoll lang, doch findet man sie auch bisweilen von acht bis zehn Zoll.

Die Dicke beträgt gegen einen halben Zoll.

Der Schwanz ist fast noch zwey Mal so lang, als der ganze Körper, gringelt und scharf geschuppt, und läuft sehr spitzig aus.

Am Halse bildet sich ein schuppiger Ringel, welcher einem Halsband gleicht.

Die Füße sind fünfzehig und haben scharfe Nägel.

Die grüne Eidexe bewohnt die südlichern Gegenden von Europa und ist in Deutschland nicht selten.

Sie hält sich vorzüglich in trocknen steinigen Gegenden auf, und liebt die Sonnenwärme fast mehr als jedes andere Thier.

Denn wenn im Frühjahre und Sommer die Sonne recht warm scheint: so findet man sie gewöhnlich an abhängigen Orten, an Felsen und Mauern, wo durch Zurückwerfung der Sonnenstrahlen die Wärme noch vermehrt wird, und wo sie sich mit sichtbarer Wollust sonnen.

Sie machen dabey allerhand Bewegungen und Schwenkungen mit dem Schwanze, und Wonnegefühl strahlt aus ihren funkelnden Augen.

Der Anblick eines Menschen schreckt sie gar nicht, wenn man anders nur still und ruhig auf sie zugeht.

Macht man aber nur das geringste Geräusch: so fahren sie erschrocken zusammen, scheinen anfänglich unschlüssig, ob sie bleiben oder fliehen sollen, laufen dann aber bald mit unbeschreiblicher Schnelligkeit davon.

Die Geschwindigkeit dieser Eidexen ist überhaupt bewunderungswürdig.

Mit Blitzschnelle laufen sie über den Weg hin, und man ist kaum im Stande, ihnen mit den Augen zu folgen.

Sie können auch sehr geschickt klettern, wozu ihnen ihre scharfen Nägel dienen. Wie ein Specht laufen sie an Mauern und Bäumen hinan, und oft habe ich sie auf den Aesten der am Wege stehenden Bäume angetroffen.

Daß man auch dieses unschuldige Thierchen sonst für giftig gehalten hat, habe ich schon oben erwähnt, und daß es noch jetzt viele Menschen als giftig fürchten, weiß ich aus eigner Erfahrung.

Oft sahe ich auf Spaziergängen, wie Personen, die doch in der Naturgeschichte nicht gan unwissend seyn wollten, erschracken und zurückprallten, wenn eine grüne Eidexe über den Weg lief, oder nur in dürrem Laube rauschte.

„Ich kann mich unmöglich überzeugen,“ sagten sie, „daß diese Thiere ohne Gift und ganz unschädlich seyn sollten, schon ihre Farbe sieht so giftig aus!“

Grün, gelb und kupferfarben wären also die Giftfarben?

Welches Vorurtheil!

Die grüne Eidexe ist aber schlechterdings ganz unschädlich. Ja sie ist so unschuldig, daß, wenn man sie gefangen hat, sie weder beißt, noch sich sonst zu vertheidigen sucht.

Sie läßt sich vielmehr geduldig angreifen, und mit sich spielen, und kann sogar gezähmt in der Stube gehalten werden.

Außerdem, daß diese Thiere schon an sich ganz unschädlich und keinesweges giftig sind, haben sie auch noch das Eigne, daß sie das feinste und versteckteste Gift anderer Thiere aus dieser Klasse verrathen; denn sie sterben unter Krämpfen des ganzen Leibes, wenn sie von einem giftigen Thiere gebissen, oder ein solches selbst zu beißen gezwungen werden.

Laurentii glaubt sogar, daß sie, auch als Speise genossen, und gebraten oder gekocht, noch wohl künftig einmal eine Delikatesse für die Tafeln der Großen werden könnten.

Wie

Wie wenig diese Eidexen den Vorwurf, daß sie giftig und schädlich wären, verdienen, erhellet auch daraus, daß sie in verschiedenen Krankheiten als ein Heilmittel gebraucht werden.

Im spanischen Amerika hat man sie erst neuerlich als ein sehr kraftvolles spezifisches Heilmittel bewährt gefunden.

Sie müssen aber noch ganz warm und lebendig verzehrt werden.

Auch gegen den Aussatz, gegen Verschleimung und Schärfen sind sie als ein besonderes Mittel empfohlen worden.

Gegen den Kropf hat man sie auch schon wirklich von Nutzen gefunden; die Hauptkraft scheint in den flüchtigen alkalischen Theilen zu liegen *).

---

2. Die gemeine Eidexe. (Lacerta vulgaris, Lin.)

Dieß ist unsere kleinste Eidexe, die gewöhnlich nicht viel über zwey Zoll lang wird.

Sie heißt auch Land- oder Garteneidexe, und diese letzte Benennung ist unstreitig die schick-

lichste,

---

*) Arnemanns praktische Arzneymittellehre I. 73.

lichste, weil man sie am häufigsten in Gärten antrifft.

Die Grundfarbe des obern Theils des Körpers ist grau, und über den Rücken laufen zwey braune Streifen. Der Unterleib ist röthlichgelb. Der Schwanz ist rund, und von mittelmäßiger Länge.

Die Vorderfüße haben vier, die Hinterfüße fünf mit Krallen versehene Zehen.

In ihrer Nahrung und Lebensart kömmt sie zwar mit der grünen Eidexe größtentheils überein; doch weicht sie darin von ihr ab, daß sie sich aus dem Ey als Larve unter dem Wasser entwickelt und nur alsdann beständig auf dem Lande lebt. Auch kriecht sie nur sehr langsam und träge, da hingegen die grüne Eidexe mit außerordentlicher Schnelligkeit läuft.

Sie verdient daher den Namen Beinschiesser keinesweges.

Nach einem warmen Regen sieht man diese Thierchen oft in Menge auf dem Grablande herumkriechen.

Sie lieben überhaupt feuchten und kühlen Boden, und weichen daher auch dadurch von der grünen Eidexe ab, die steinichten und dürren

Boden

Boden und überhaupt die Sonnenwärme sehr liebt.

Im Winter verkriechen sie sich in Erdhöhlen und kommen im Frühjahre wieder hervor.

Auch dieses unschuldige Thierchen, das den Gärten durch Vertilgung einer großen Menge schädlicher Insekten so nützlich ist, halten nun ebenfalls viele Menschen für giftig, und vertilgen es zu ihrem größten Schaden, wo sie es nur finden.

Man hat aber bey dieser unserer gemeinen Eidexe noch nie nur die geringste Spur von Gift entdeckt, und das Thierchen ist überhaupt so unschuldig, daß es bey allen Martern, die man ihm anthut, nicht einmal zum Beißen zu bringen ist.

Wir wollen also dieses Thier in unsern Gärten recht gerne sehen; denn es ist uns sehr nützlich, und auf der andern Seite auf keine Weise schädlich.

---

3. Die Blindschleiche, Bruchschlange.
(Anguis fragilis, Lin.)

Dieses bekannte Thier, das unter allen unsern Schlangenarten die einzige ganz unschädliche ist, wird nicht über 1½ Fuß lang und fingersdick.

Die

Die Farbe ist bräunlich aschgrau, an den Seiten nach oben röthlich, und nach unten weißlich, ganz unten fällt sie ins Schwärzliche.

Die Augen sind schwarz und glänzend, aber klein, daher der Name Blindschleiche, weil man sonst glaubte, sie hätte gar keine Augen, die doch sehr deutlich zu sehen sind.

Die Blindschleiche wird überall in Europa angetroffen, und ist in Deutschland sehr gemein.

Man trifft sie im Frühjahre und Sommer allenthalben in Hecken, Büschen und Waldungen an.

Sie liebt dumpfige Gegenden, sonnt sich aber dennoch zuweilen sehr gerne.

Sie nährt sich von allerley Insekten und Würmern, und besonders von kleinen nackten Schnekken, und verschluckt ihren Raub, ohne ihn zu zermalmen, ganz.

Daß sie auch Frösche, Mäuse und Kröten verschlingen soll, ist Uebertreibung; denn da sie ihren Raub ganz verschlingt, und ihr Schlund sich bey weitem nicht so sehr ausdehnt, als bey den übrigen Schlangenarten: so läßt sich dieses nicht einmal füglich denken.

Die Bewegung der Blindschleiche ist weit langsamer, als bey der Ringelschlange.

Sie richtet sich oft in die Höhe, stützet sich auf den Schwanz, den sie spiralformig zusammenwindet, und bleibt oft eine geraume Zeit in dieser Stellung.

Bey Annäherung eines Menschen nimmt sie selten die Flucht, sondern bleibt ruhig liegen.

Wenn man sie berührt oder sonst reizt: so macht sie sich so steif, wie ein Stück Holz, und bricht, vorzüglich am Schwanze, wenn man sie ohne Gewalt mit einer Ruthe schlägt, sogleich entzwey, daher sie auch den Namen: Bruchschlange erhalten hat.

Die zerbrochenen Stücke bewegen sich noch Stunden lang, daß sie aber wieder zusammen wachsen, ist keinesweges gegründet.

Nur so viel ist wahr, daß, wenn ein Stück vom Schwanze abbricht, die Stelle, wo es abgebrochen ist, wieder stumpf zuwächst.

Auch von diesem unschuldigen Thierchen hat man behauptet, daß es giftig sey, es ist aber ein bloßes Vorurtheil.

Denn es fehlen den Blindschleichen nicht nur die Giftzähne, sondern sie beißen auch aus freyen Stücken niemals, und es hält sogar äußerst schwer, sie durch Anreizen zum Beißen zu bringen.

Wenn man ihnen im Kriechen den Stock, oder, sofern man sie aufnimmt, den Finger vorhält,

hält: so machen sie gar keine Miene zum Beißen.

Geschieht es ja endlich mit aller Gewalt: so ist doch ihr Biß völlig unschädlich.

Mir selbst ist eine Blindschleiche, als ich knieend Erdbeeren pflücken wollte, in den Stiefel geschlüpft. Ich holte sie mit der Hand heraus und sie machte keine Miene zum Beißen.

In hiesiger Gegend schlagen sie die Knaben mit den Fäusten todt, und spielen auch lebendig ohne allen Schaden mit ihnen.

Diese Schlange ist also auf jeden Fall ohne allen Gift, und überhaupt ganz unschädlich und unschuldig, und man sollte sie daher nicht so muthwilligerweise allenthalben tödten.

Dem ungeachtet kann ich es nicht billigen, wenn man schon kleinen und unverständigen Kindern alle Furcht vor diesen Thieren benehmen will, und sie sogar (wovon ich Augenzeuge gewesen bin) zwingt, dieselben anzugreifen und zu betasten, um sie gleichsam ganz vertraut mit denselben zu machen.

Denn wie leicht könnte es nicht geschehen, daß ein Kind eine junge Kreuzotter, die mit der Blindschleiche wenigstens in Ansehung der Farbe viel Aehnlichkeit hat, mit letzterer verwechselte, und

sie

sie ebenfalls angreifen und betasten wollte, und welches Unglück könnte daraus nicht entstehen!

C) Fische.

Unter unsern deutschen Fischen wüßte ich keinen, den man bisher mit Unrecht für giftig und schädlich gehalten, und der sogar hier und da noch dafür gehalten wird, als

den Aal, gemeinen Aal. (Muraena Anguilla Lin.)

Dieser Fisch gehört in die erste Ordnung der Fische (Kahlbäuche) und macht in derselben die erste Gattung (Aal) aus.

Der Aal hat in Ansehung seiner äußern Gestalt, seines schlüpfrigen Körpers, und seines schleichenden Ganges sehr viel Aehnlichkeit mit den Schlangen, und dieß hat ihn schon gewissermaßen verdächtig gemacht.

Der Kopf ist klein, vorne zugespitzt, der Rachen enge, die Nase länglich, die Augen klein.

Die Haut ist zähe und durchsichtig, mit einer feinen schwärzlichen Oberhaut bedeckt, unter welcher in kleinen Beutelchen die Schuppen liegen, die man unter dem Mikroskop deutlich, und an ge-

getrockneten Aalhäuten schon mit bloßen Augen sehen kann.

Die Aale erreichen eine Länge von sechs Fuß, und eine Schwere von zwanzig und mehreren Pfunden, denn sie werden funfzehn bis achtzehn Jahre alt.

Doch ist ein Aal von einer solchen Größe wenigstens jetzt eine Seltenheit. Gewöhnlich findet man sie nur von drey bis sechs Pfunden.

Er hält sich in allen großen Flüssen auf, und liebt vorzüglich süßes Wasser und einen sandichten schlammichten Boden.

Seine Nahrung besteht in Insekten, Würmern, Fröschen, kleinen Fischen, Fischrogen, auch in Aas und Kräutern.

Wir sehen hieraus, daß er zu den Raubfischen gehört, und man darf daher Aale mit andern Fischen nicht zugleich in einen Teich setzen.

Der Aal hält sich gewöhnlich am Tage im Schlamme auf, und geht nur des Nachts seiner Nahrung nach.

Zuweilen geht er auch des Abends, wenn der Boden bethauet oder beregnet ist, ans Land, auf Wiesen, ins Getraide oder in Erbsenstücke. Ja man hat ihn sogar bey strengen Wintern auf dem Heuboden verkrochen angetroffen.

Die-

Dieser Fisch hat daher allerdings sehr viele Eigenheiten, und man könnte ihn gewissermaßen zu den Amphibien zählen, da er im Wasser und auf dem Lande leben kann.

Kein Wunder also, daß man ihn auf mancherley Art verdächtig zu machen suchte.

Denn man beschuldiget ihn:

1) daß er sich mit den Schlangen begatte;

2) daß sein Biß Entzündungen errege, und daß er daher etwas Giftartiges bey sich führe;

3) daß der öftere Genuß seines Fleisches schädlich sey, und daß man sogar die fallende Sucht davon bekomme;

4) daß auch sein Blut sehr ungesund sey, und daß man blind werde, wenn etwas davon in die Augen komme.

Was nun das 1) betrifft, daß er sich nämlich mit den Schlangen begatten soll: so ist dieß weiter nichts, als eine naturhistorische Fabel, und verdient keine weitere Widerlegung.

Wahrscheinlich hat man zuweilen junge Aale, die zwar schon ziemlich lang, aber noch sehr dünne sind, bey alten angetroffen und erstere für Schlangen gehalten.

Ad 2) ist auch keineswegees gegründet, daß sein Biß Entzündungen errege, und daß er daher etwas Giftartiges bey sich führe.

Diese Behauptung gründet sich wahrscheinlich auf einen Irrthum.

Von der Muräne (Muraena Helena), die besonders im mittelländischen Meere häufig angetroffen wird, ist es bekannt, daß ihr Biß Entzündungen verursache, von unserm gemeinen Aal kann aber dieß keineswegees gesagt werden.

Ad 3) ist es zwar richtig, daß der öftere und häufige Genuß seines Fleisches schädlich ist: aber daß man die fallende Sucht davon bekommen solle, ist eine leere Fabel.

Bloß wegen seiner Fettigkeit und seines schleimichten Wesens wird das Aalfleisch, wenn es oft und häufig genossen wird, besonders schwächlichen Personen schädlich.

Dieß ist aber auch der Fall mit fast allen fetten Speisen, und wenn der übermäßige Genuß einer Speise schädlich wird: so folgt daraus noch nicht, daß auch der mäßige Genuß dieser Speise ebenfalls schädlich seyn muß.

Was nun endlich

das 4) betrifft: so ist das Blut des Aals eben so unschädlich, als das Blut aller unserer übrigen inländischen Fische.

Man kann es kühnlich trinken, und sich auch die Augen damit waschen, und es wird weder innerlich schaden, noch wird man blind werden.

Kurz, der Aal ist weder giftig noch sonst, mäßig genossen, schädlich, und wer ihn verdächtig machen will, der kennt dessen Natur und Eigenschaften nicht.

D) Insekten.

So zahlreich auch die Klasse dieser Thiere ist: so wenige giftige finden wir doch darunter, wie ich schon oben erwähnt habe.

Das ist denn nun die Ursache, daß auch nur wenige für giftig gehalten werden, die es doch gar nicht sind; und dieser Wenigen müssen wir um so mehr gedenken.

---

1. Der Brach- oder Juniuskäfer. (Scarabaeus solstitialis, Lin.)

Diesen Käfer wird Jedermann kennen, und ich halte daher eine weitläuftige Beschreibung für überflüssig.

Er ist nur halb so groß und von blässerer Farbe, als der Maikäfer, und läßt sich erst im Monat Junius, wo die längsten Tage sind, Abends oft in großer Menge sehen. Daher auch seine Benennung: Solstitialis, von Solstitium, der längste Tag.

Er fliegt nicht, wie der Maikäfer, hoch in der Luft, geht auch nicht nach dem Laub, sondern fliegt gewöhnlich nur einige Schritte hoch über der Erde sumsend umher, und zeigt uns dadurch mit ziemlicher Gewißheit an, daß wir den andern Tag wieder gutes Wetter bekommen.

Diesen an sich sehr unschuldigen Käfer hat man nur um deswillen für giftig ausgegeben, weil man ihn oft in den Magen plötzlich gestorbener junger Gänse gefunden hat.

Daß junge Gänse, wenn sie diesen Käfer verschlucken, leicht sterben können, ist richtig, und durch sorgfältige Beobachtungen außer Zweifel gesetzt.

Allein deshalb ist er noch nicht giftig, sondern er wird bloß durch seine scharfen Stachelfüße, die wie Nadeln stechen, den jungen Gänsen schädlich und tödtlich.

---

2. Der

2. Der Schlag-Rüsselkäfer. (Curculio paraplecticus, Lin.)

Dieser bekannte Rüsselkäfer, den man auf Wasserpflanzen und besonders auf Wasserschierling oder Pferdesaamenkraut (Phellandrio) immer finden kann, soll nach der Meinung vieler Landleute die Pferde lähmen, wenn er mit dem Kraute verschluckt wird.

Wahrscheinlich hat man einmal in dem Magen eines krepirten Pferdes einen oder mehrere dieser Käfer gefunden, und das ist für den abergläubischen und in der Naturgeschichte unkundigen Landmann Grund genug, diese Käfer sogleich als giftig zu verschreyen.

Gewiß aber erregt die Pflanze weit mehr Verdacht, als das darauf wohnende unschuldige Thier.

---

3. Die Holzwespe, Riesenwespe. (Sirex Gigas, Lin.)

Diese Wespe, die an Gestalt und Größe der Hornisse gleicht, und oft über 1½ Zoll lang wird, ist ganz unschädlich, und doch fürchten sich viele

Personen für ihren giftigen Stich, dessen sie gar nicht fähig ist.

Dieß rührt daher, weil sie mit der Hornisse, deren Stich allerdings sehr heftig ist, so viele Aehnlichkeit hat.

Es ist daher nöthig, daß ich diese mit Unrecht gefürchtete Wespe etwas näher beschreibe.

Sie wird gewöhnlich noch etwas länger und stärker als die Hornisse.

Der Kopf, die haarige Brust, und der 3. 4. 5. und 6. Bauchring sind schwarz, hinter den Augen steht ein großer gelber Fleck.

Die Fühlhörner sind gelb und die zwey ersten und letzten Bauchringe sind rothgelb.

Am Ende des Hinterleibes befindet sich eine hervorstehende Spitze, die bey'm Männchen schwarz, bey'm Weibchen aber rothgelb ist.

Letzteres (das Weibchen) hat auch noch einen schwarzbraunen Bohrstachel, der so lang als der Bauch ist. Durch diesen wird das Insekt am kenntlichsten, und ich muß ihn etwas genau beschreiben.

Er fängt ungefähr in der Mitte des Leibes unter dem Bauche an, und liegt dicht an demselben in zwey Futteralen.

Die-

Diese sind mit der halben Länge am Bauche befestiget, haben an ihrem Anfang einen dicken Knopf, und da, wo sie frey werden, an der Aussenseite eine Spitze.

Der in der Höhlung sich befindende Stachel ist mit Spitzen besetzt, die ihn zu einer Säge machen, und ein Gelenk im Knopfe macht ihn beweglich. Die spindelförmige Spitze am Schwanze ist hohl, und dient zum Kanale, durch welchen die Eyer in die durch den Stachel gemachte Oeffnung gelegt werden.

Die häutigen Flügel dieses Insekts sind durchsichtig und bräunlichgelb; die Hüften schwarz und die übrigen Füße rothgelb.

Diese Wespe lebt bloß in Schwarz- und vorzüglich in Fichtenwäldern. Hier macht sie mit ihrem Bohrstachel in wunde Bäume, abgehauene Strünke, Bloche u. s. w. kleine Löcher, und legt ihre Eyer hinein. Diese werden zu einer blaßockergelben, zwey Zoll langen und runden dicken Larve, die sich von frischem Holze nährt, sich Gänge in dasselbe einfrißt, dann zu einer, in ein weißliches Gewebe eingehüllten Puppe wird, und zuletzt ausfliegt, welches gewöhnlich in den wärmsten Monaten, dem Julius und August, geschieht.

So sehr sich nun viele Menschen vor dem heftigen und giftigen Stich dieser Wespe fürchten, so wenig haben sie dieses doch Ursache; denn sie hat gar keinen Giftstachel, und man kann sie ohne Furcht angreifen.

---

4. Die Spinne. (Aranea.)

Unter dieser allgemeinen Benennung begreife ich alle Spinnen, die Kreuzspinne (Aranea Diadema) sowohl, als die Fensterspinne (Ar. domestica) und alle übrigen; denn alle halten noch jetzt viele Menschen für giftig, und alle sind dennoch ganz unschuldig. Da die Spinnen in mancherley Hinsichten so merkwürdige Thiere sind: so glaube ich meine Leser nicht zu ermüden, wenn ich wenigstens im Allgemeinen von ihrer Natur und Lebensart etwas sage, besonders weil schon daraus manches Resultat, das für die Unschädlichkeit und Ungiftigkeit der in der That nützlichen Spinne spricht, gefolgert werden kann.

Die Spinnen haben ihren Namen von ihren Arbeiten erhalten, denn alle ziehen Fäden aus ihrem Hinterleibe und spinnen daher.

Ihr Körper besteht eigentlich aus zwey Theilen, aus dem Rumpfe und dem Hinterleibe, der durch ein dünnes fadenförmiges Stielchen mit dem Erstern zusammenhängt.

Der Rumpf besteht wieder aus dem Kopfe und dem Vorderleibe, und von dem Letztern wird der obere Theil der Schild und der untere die Brust genennet.

Der Kopf ist dem Vorderleibe angewachsen, und hat gewöhnlich acht unbewegliche Augen, doch ist sowohl die Zahl als auch die Stellung und Farbe der Augen nicht bey allen Spinnen gleich, sondern sehr mannichfaltig, Daher haben auch mehrere neuere Naturforscher die Spinnen nach der verschiedenen Stellung der Augen in mehrere Gattungen und Familien abgetheilt.

Vorne am Kopfe haben die Spinnen zwey Freßzangen, deren jede wieder aus zwey Theilen besteht: aus einer Reihe von Zähnen und aus einem hornartigen, kegelförmigen und einwärts beweglichen Haken, womit sie in ihren Raub einbohren, oder ihn in die Zähne eindrücken und zusammenkneipen.

An der Brust sitzen die acht abgegliederten Füße, deren Länge aber sehr verschieden ist.

Am

Am After des Hinterleibes befinden sich mehrere Wärzchen, welche die Spinnen nach Belieben öffnen und schließen können, und aus denen sie die dünnern oder dickern Fäden ziehen, woraus sie ihre kunstvollen Gewebe verfertigen.

Es giebt sehr vielerley Spinnen, und ihre Unterscheidungszeichen gewähren gewöhnlich ihre Farbe, Größe, Gestalt und vorzüglich die Stellung und Lage ihrer Augen.

Es giebt weiße, schwarze, gelbe, grüne, graue, und mannichfaltig gefleckte Spinnen. Die gelben, grünen und rothen halten Aberglaube und Vorurtheil für vorzüglich giftig, sie sind es aber eben so wenig, als alle übrigen Arten.

Einige sind nackt, Andere mit Haaren oder Borsten bedeckt; Einige haben eine weiße, Andere eine rindenartige Haut.

Eine Art Spinnen ist ganz Kopf, eine andere ganz Körper; bey Einigen sind die Füße sehr lang, bey Andern so kurz, daß sie sich in den engsten Ritzen aufhalten können, ohne darin bemerkt zu werden; wieder Andere haben lange und kurze Füße zugleich.

Es giebt Spinnen, die kaum so groß sind, als ein kleiner Floh, hingegen giebt es auch wieder eine

eine Art, die an Größe einer kleinen Kinder-Faust gleich kömmt.

Letztere ist die Buschspinne (A. avicularia), die in Westindien wohnt, und Colibris tödtet und ihnen die Eyer aussaugt.

Unter den Spinnen giebt es, wie bey allen Thiergattungen, zweyerley Geschlechter, Männchen und Weibchen.

Zur Zeit der vollen Sommerhitze fangen die Spinnen an, den Fortpflanzungstrieb zu fühlen, und das Männchen sucht sich nun eine Gattin.

Das Weibchen ist Anfangs, wie alle Schönen, gegen das Männchen ganz kalt und spröde, und jagt sogar oft den allzufeurigen Liebhaber, mit einem verstellten Grimme, aus seinem Gewebe.

Das Männchen wagt es aber demungeachtet mehrmals, an demselben Faden, an dem es dem Zorne der Geliebten entgangen war, wieder zu ihr hinauf zu klimmen.

Endlich läßt das Weibchen von ihrer ersten Strenge etwas ab, und zeigt nach und nach gegen ihren Liebhaber mehr Gunst.

Ist nun die Sache unter den Liebenden ins Reine: so bewohnt nun das Männchen mit das Gewebe des Weibchens, und sucht nun erst den

Grad

Grad der Kräfte zu sammeln, den es zu den heissen Umarmungen nöthig zu haben glaubt.

Bald nach der Begattung fängt nun die Spinnenmutter an, den Raum, der zur Entwikkelung aller der Pfänder ihrer Liebe und ihrer Fruchtbarkeit erforderlich ist, mit Gewebe gehörig auszufüllen, und ihre zweyhundert bis tausend Eyer nach und nach an den dazu bestimmten Ort hinzulegen.

Nun setzt sie alle andere Beschäftigungen bey Seite, ballt die Eyer in Klümpchen zusammen, und umhüllt sie mit einer außerordentlichen Dichtigkeit ihres Gewebes. Zuweilen beschäftiget sie sich mit dieser Arbeit zwey Tage, und so viel Nächte hintereinander, ohne sich nur einen Augenblick Ruhe zu lassen, um ihre Brut außer Gefahr zu setzen.

Ihre Kräfte werden durch diese Arbeit so erschöpft, daß sie endlich niedersinkt oder sich auf eine ihrer Seiten legt, bis sie, von einer leichter zu fühlenden als zu beschreibenden Erschöpfung erholt, wieder anfangen kann, auf ihre gewöhnliche Weise für ihre eignen Bedürfnisse zu sorgen.

In sehr heißen Sommern legt die Winkelspinne oft sieben Mal, und unterzieht sich daher eben

so

so oft dieser unbegreiflichen Anstrengung in Verwahrung ihrer Brut.

Viele Spinnen hüllen ihre Eyer in eine Art Blase, und schleppen sie immer mit sich, bis die Brut lebendig wird und auskriecht; ja eine Art Spinnen, die aber bey uns nicht einheimisch ist, soll sogar ihre lebendigen Jungen, wie die nomadischen Weiber ihre Kinder, auf dem Rücken tragen, und sie mit vieler Zärtlichkeit pflegen.

Die Bauart der Netze oder Gewebe der Spinnen ist sehr mannichfaltig. Einige hängen ihren radförmigen Raubpallast senkrecht oder auch etwas schief in freyer Luft zwischen Bäumen, Gesträuchen, Balken, Wänden, unter geöffneten Thüren und Fenstern, oder anderswo auf, wo sich ein Luftzug einfindet; weil sie wohl wissen, daß alle fliegende Insekten gerne dem Zuge der Luft folgen, oder vielmehr vom Luftstrome mit fortgerissen werden, und so leichter in ihre aufgespannten Netze fallen.

Andere führen ihre Netze, in Gestalt einer Gondel, wagrecht in den Ecken und Winkeln der Gebäude auf; Einige legen dagegen nur den Aufzug an, und spinnen nur etliche Fäden vor Löcher und Ritzen als Schlingen für die Fliegen und

Mücken.

Mücken. Andere spannen starke Fäden, die auf der einen Seite an der Wand, auf der andern an dem Boden befestiget sind, und stürzen sich dann mit unglaublicher Geschwindigkeit auf alle kleine Thierchen, die nicht sowohl fliegen als gehen.

Einige Spinnen überziehen die Wiesen, die Fußböden oder durchsichtige Körper mit einem sehr klebrigen Netze. Ein Insekt braucht es nur zu berühren, so ist es schon gefangen. Wieder Andere spinnen gewöhnlich gar nicht; Einige spinnen dünn, zart und weit, Andere dagegen dick und dicht.

Die Maulwurfsspinne überzieht die Wiesen, wie mit einen Teppich; die Haus- oder Winkelspinne webet ihre Fäden dicht an einander, und befestiget ihr mit dem Boden gleichlaufendes, leinartiges Gewebe in den Ecken der Mauern, Fenster oder Thüren, und rundet es im Hindergrunde des Winkels in eine Höhe, die ihr zum Schlupfwinkel, zum Wacht- und Schlachthaus dienet.

Die Hängespinne macht zarte Fäden, webt weit auseinander, und stickt ein Rad darin von einer bewundrungswürdigen Regelmäßigkeit, wobey die Weite ihrer beiden Hinderfüße ihr beständig die Stelle eines Zirkels vertritt.

Sie hält sich gewöhnlich in dem Mittelpunkt dieses Rades auf, und pflegt oft mit einer zit-

tern-

ternden Bewegung das ganze Netz heftig zu erschüttern, um zu erfahren, ob die Spannfäden oder Tragbalken desselben noch alle fest sind und halten.

Eine Art Hängespinnen benutzt den Wind, um weite Räume zwischen zwey Mauern, Felsen oder Baumgipfeln zu überfliegen. Indem sie nämlich dem Luftstrom folgt, schaukelt sie sich von einer Seite des Zwischenraumes bis zum andern, und indem sie nach Maaßgabe des sie wiegenden Windes eben so spinnt, wie dann, wenn sie sich fallen läßt: so hängt sie sich endlich an dem entgegengesetzten Theile einer Mauer, oder eines Felsens oder eines Baumgipfels an, und die Brücke ist fertig.

Nun knüpft sie solche Fäden an, die mit der Mitte des ersten wagrecht laufenden einen Winkel machen, oder sie läßt, aus der nämlichen Mitte, einen andern senkrecht herabgehenden Faden nieder und macht dann darauf auf die hochfliegenden Insekten Jagd.

Diese Arbeiten der Spinnen verdienen unsere Bewunderung. Kunst und List vereinigen sie in einem sehr hohen Grade.

Bey

Bey den Hängespinnen, zu denen unsere Kreuzspinne gehört, fällt dieses vorzüglich in die Augen.

Zuerst legt diese Spinne zwey starke Fäden, die sich durchkreuzen, in Gestalt zweyer Triangel an, welche die Grundpfeiler ihres Baues ausmachen. Gewöhnlich läßt sie sich hernach von dem äußersten Ende eines Fadens, der an seinem oben querlaufenden Faden befestiget ist, herab, um dem, was schon verfertiget ist, eine neue Seitenstütze zu geben.

Nachdem sie solches zur Rechten gethan, thut sie das Nämliche auch zur Linken. Alsdann kömmt sie wieder zu ihrem Mittelpunkt zurück, wo sich die zwey Hauptfäden durchkreuzen, und zieht um denselben mehrere Strahlen, als so viele Speichen ihres radförmigen Netzes.

Wenn sie dergestalt ihr Rad wohl mit Speichen versehen hat, indem sie immer von der Nabe nach den Schienen desselben ausgeht: so kehrt sie nochmals in den Mittelpunkt zurück, und legt um denselben eine Menge Fäden in Gestalt eckichter Kreise, nach einer bestimmten Weite, die sie an ihrer eignen Größe findet, und vollendet so ihr Kunstwerk mit mathematischer Genauigkeit.

Von

Von den Fäden, die das Gewebe der Hängespinnen ausmachen, ist keiner einfach, sondern jeder besteht aus mehreren Fäden, die bis zu einem gewissen Grade wie ein Seil gedreht sind, wozu sich die Spinne ihrer Hinterfüße bedient.

Diese Fäden haben auch noch das Eigne, daß sie klebrig sind, und wahren Leimstangen gleichen; an welchen die Fliegen und Mücken, sobald sie nur dieselben mit einem Flügel berühren, alsbald hangen bleiben und gefangen sind.

Diese Fäden vertrocknen aber bald in der Luft und im Sonnenscheine, wodurch sie ihre klebrige Eigenschaft verlieren, und auf diese Art zum Fangen der Insekten unbrauchbar werden; daher die Hängespinne alle 24 Stunden ihr Netz bis auf die Hauptfäden zerstört, und ein neues verfertiget.

Billig untersuchen wir jetzt, für welche Tageszeit diese Anstalten der Spinnen nun bestimmt sind.

Nicht eigentlich für den Tag; denn sie macht fast alle nur bey der Nacht und für die Nacht. Nie arbeitet die Winkelspinne und alle, die ihr ähnlich sind, bey Tage, sondern des Nachts, und mästet sich daher vorzüglich nur mit nächtlichen Insekten. Selten anders, als bey Nacht, erneuern die sämmtlichen Hängespinnen ihr zerstörtes Gewebe, nur

in

in der Nacht sind sie in voller Thätigkeit, begeben sich um diese Zeit in die Mitte ihres Netzes, und lauern da auf ihren Raub.

Dieß alles geschieht aber nicht ohne Ursache; denn in der Nacht nehmen die fliegenden Insekten diese für sie so gefährlichen Netze weit weniger wahr, fallen also desto unvorsichtiger hinein, und werden von den Spinnen desto häufiger gefangen.

Die Nahrung der Spinnen besteht also größtentheils aus fliegenden Insekten, als Fliegen, Mücken, Käfern, und vorzüglich aus solchen, die in der Nacht herumschwärmen. Sogar Schmetterlinge, die zur Nachtzeit flattern, und sie an Größe und Stärke übertreffen, werden ihnen zur Beute, wenn sie in ihr Netz fallen.

Bleibt nun ein Insekt in ihrem Netze hangen: so fällt die Spinne schnell, wie ein Blitz, über dasselbe her, und bringt ihm sogleich an dem Kopfe eine Wunde bey, die es betäubt und seine Kräfte lähmt. Dann umschnürt sie den gefangenen Raub mit einer Menge von Fäden, befestiget ihn mittelst eines andern Fadens an einen ihrer Hinterfüße und schleppt ihn so gebunden in ihren Schlupfwinkel, wo sie ihn nicht nur aussaugt, sondern auch ganz bis auf die Flügel und Füße verzehrt.

Durch

Durch diese Insektenjagd werden die Spinnen wahre Wohlthäter für die Menschen.

Wer würde wohl der unzähligen Menge von Mücken und Fliegen, die uns allenthalben stechen und plagen, wir mögen stehen, sitzen oder liegen, wehren können, wenn nicht die Menge von Spinnen an allen Orten ihre Netze gegen selbige ausgespannt hätten, und in manchem Sommer mehrere Tausende derselben wegfingen?

Wir würden im Herbst keine ganz vollkommenen Aprikosen, Pfirschen oder Weintrauben genießen können, wenn nicht die sorgfältigen Spinnen sie mit ihren Netzen gegen Wespen, Fliegen, Mücken und andern Insekten geschützt hätten.

Aber auch für das arme Stallvieh sind die Spinnen Wohlthäter, indem sie an allen Ein- und Zugängen der Ställe ihre Fangnetze aufhängen, und die Fliegen und Mücken fleißig wegfangen, welche das Vieh unablässig stechen und plagen, und ihm noch weit weniger Ruhe lassen, wenn es an seinen Futtertrog angefesselt ist, als wenn es sich frey bewegen kann. Es läßt sich daher leicht erklären, warum Pferde und Rindvieh in einem Stalle, worin es viele Spinnen und deren Gewebe giebt, weit besser bey Leibe sind, und sich weit besser befinden, als in einem Stalle,

worin

worn man keine Spinnengewebe und keine Spinnen duldet.

Denn den Spinnen ist alles feind, nicht allein was fliegt, sondern auch was kriecht.

Die Maulwurfsspinnen, welche die Wiesen und Fußböden mit einem klebrigen Gewebe überziehen, führen hauptsächlich gegen kriechende Insekten, z. B. gegen Viel- oder Tausendfuß, die Gewürme u. dgl., einen fürchterlichen Krieg, schleppen sie in ihre tiefe Höhlen, wo von ihren Leichnamen bald nichts mehr übrig bleibt, als ihr Gerippe.

Giebt es gleich zwischen den Insekten und Spinnen nie Friede: so haben sie doch einige Zeit lang Waffenstillstand, um nachher, wie die Grossen der Erde, den Krieg wiederum mörderischer zu beginnen.

Denn nach zwey oder drey Monaten, wo sie in beständigem Streit lebte, wechselt nun die Spinne ihre Uniform, d. h. sie häutet sich. Um dieses zu bewerkstelligen, verbirgt sie sich acht bis zehn Tage in ihrem Hinterhalt, als gleichsam in ihrem Spitale.

In dieser Zeit unterwirft sie sich der strengsten Diät; sie ist, wie ein schwer Kranker, gleich-

gültig gegen Alles, und scheint sich nur damit zu beschäftigen, sich auszuhungern und mager zu machen, um ihren alten Balg desto bequemer abstreifen zu können.

Hat sich nun die alte Haut von ihrem Körper ganz losgemacht: so ist in kurzer Zeit die Spinne in ihrer neuen Uniform schon wieder auf den Kriegsfuß gesetzt, und zum muthigen Kampf gegen die Insekten bereit.

Die Spinnen leben nicht gesellig beysammen, sondern jede lebt und webt für sich allein.

Kommt nun eine fremde Spinne in das Gewebe einer andern: so gehen sie mörderisch auf einander los und kämpfen so lange mit einander, bis die Schwächere der Stärkern weichen und ihr Haus und Hof überlassen muß.

Jedoch wohnen oft auch Spinnen aller Art an einem Orte in größter Eintracht beysammen, und bekriegen einander nur zur Zeit einer Hungersnoth, wenn es nämlich da nicht mehr Insekten genug für ihre Nahrung giebt, wo sie dann auch wohl aus Hunger einander selbst auffressen.

Wenn die Zeit herannahet, wo das Wildpret für ihre Jagd seltener wird, nämlich im Herbste, wo die Insekten nach und nach verschwinden, und folglich ihre Netze zu nichts mehr taugen: so verlassen sie, gewöhnlich im Oktober, ihre Gewebe, entsagen auf sechs Monate ihren Arbeiten und der Jagd und verkriechen sich in verborgene Schlupfwinkel, in denen sie, ohne einiger Nahrung zu bedürfen, überwintern.

Unter den Spinnen giebt es auch Amphibien, das heißt, solche, die im Wasser und auf dem Lande zugleich leben, und deren Körper daher ganz besonders gebaut und organisirt ist. Sie befestigen ihre Wohnungen an einer Wasserpflanze oder sonst an einem Körper am Boden der Moräste oder Sümpfe und leben also größtentheils im Grunde des Wassers, und gehen nur auf das trockne Land, um nach Insekten zu jagen.

Die Spinnen leben nicht lange und werden höchstens drey bis vier Jahre alt, nehmen alle Jahre etwas am Wachsthume zu, bis sie so groß als ihre Aeltern werden, und legen deswegen auch alle Jahre ihre Haut ab, wie die Krebse.

Das wäre nun ein kurzer Abriß der Natur und Lebensart aller Spinnen; denn die Naturgeschichte einer jeden Art insbesondere zu liefern würde zu weitläuftig seyn, und mich zu weit von meinem Zweck abführen. Ich bin überdieß schon etwas zu weitläuftig gewesen, fürchte aber dennoch nicht, daß ich meine Leser dadurch werde ermüdet haben. Denn eben weil ich die Naturgeschichte einer jeden Spinnenart insbesondere nicht geliefert habe: so glaubte ich im Allgemeinen etwas mehr sagen zu müssen von diesen so sehr verschrieenen und gefürchteten, aber dennoch unschuldigen und nützlichen Thierchen.

Was nun den Umstand, daß die Spinnen giftig wären, selbst betrifft: so gehört er bloß zu den naturhistorischen Irrthümern und Vorurtheilen, wenigstens in Rücksicht unserer deutschen Spinnenarten. Diese schaden Niemanden und sind nichts weniger als giftig.

Der gelehrte Clerk hatte sich öfters absichtlich von Spinnen beißen lassen, aber jedesmal ohne allen Schaden.

Man kann die Spinnen ohne Gefahr und Schaden für die Gesundheit essen und verschlucken.

Der Astronom Delalande aß vielfältig die Spinnen als Leckerbissen, und rühmte sie so schmackhaft als Haselnüsse. Sogar ein gelehrtes Frauenzimmer in Holland, Jungfer Schurmann, speisete die Spinnen mit Lust und ohne dadurch ihrer ohnehin sehr schwachen Gesundheit zu schaden.

Blumenbach sagt daher in dieser Hinsicht von den Spinnen *):

„Die lichtscheue einsiedlerische Lebensart der „Spinnen, ihr gehäßiger Charakter, da sie „einander selbst auffressen u. s. w. und der Ver„dacht des Giftes mag zum Theil Ursache an „dem gemeinen und oft unüberwindlichen Ab„scheu seyn, womit sich so viele Menschen vor „diesen Thieren entsetzen.

„Allerdings sind einige große ausländische „Spinnen giftig, und selbst der Biß mancher „europäischen scheint nach des großen Harvey „Versuchen verdächtig zu seyn.

„Wir selbst haben auch oft Fliegen zu retten „gesucht, die nur ein Mal von einer Spinne ge-

*) Handbuch der Naturgeschichte 2te Ausg. S. 395.

„gestochen waren, und die demohngeachtet in „Kurzem unter sonderbaren Zuckungen und „Krämpfen starben.

„Hingegen kann man Spinnen mit so wenig „Gefahr, als Viperngift, essen.“

Was nun Herr Blumenbach von dem allgemeinen Abscheu, den die mehresten Menschen vor den Spinnen haben, sagt, finde ich sehr wahr: allein nur darin kann ich nicht mit ihm übereinstimmen, daß auch der Biß unserer europäischen Spinnen verdächtig sey; ob ich gleich nicht leugnen will, daß ausländische Spinnen giftig seyn können.

Daß die Fliegen, die von einer Spinne gebissen werden, unter Zuckungen und Krämpfen sterben, ist noch kein Beweis, daß die Spinnen giftig sind.

Denn

a) scheint es gewißermaßen Natur der Fliegen zu seyn, daß sie unter Zukkungen und Krämpfen sterben.

Man steche z. B. eine Fliege mit einer Nadel oder mit sonst Etwas, und sie wird unter eben den

Kräm-

Krämpfen und Zuckungen sterben, als wenn sie von einer Spinne gebissen worden ist:

b) sterben auch die von einer Spinne gebissenen Fliegen und andere Insekten um deswillen unter krampfartigen Zufällen, weil die Spinnen jedem Insekt, das sie fangen, anfänglich bloß eine Wunde am Kopf beybringen, wodurch das Thier betäubt wird, und unter mancherley Zuckungen stirbt.

Denn obgleich die Wunde, die ein solches Insekt durch den Biß der Spinne erhält, schon an sich tödtlich ist: so tödtet sie dennoch nur langsam, und zwar, wie es bey den mehresten Kopfwunden der Fall ist, unter Zuckungen und mancherley krampfhaften Bewegungen.

Endlich

c) werden auch bey einem auf diese Art verwundeten Insekt die Zuckungen und krampfhaften Bewegungen noch dadurch sehr vermehrt, daß die Spinne ihren Raub, sobald sie ihn nur durch eine Wunde betäubt hat, sogleich mit Fäden umschnürt, und ihm dadurch alle Kräfte lähmt, um sich frey bewegen zu können.

In-

Indessen sucht sich das Thier doch zu bewegen, seine Bewegungen bestehen aber nur wegen der Fesseln, womit es umschnürt ist, aus einzelnen Zuckungen.

Die Wirkung eines Giftes ist es also, wenigstens nach meiner Ueberzeugung, keinesweges, wenn wir die Insekten, die von Spinnen gebissen worden sind, unter Zuckungen und Krämpfen sterben sehen.

Sind daher die Spinnen gar nicht giftig: so können sie auch nicht, wie man fälschlich vorgiebt, zu gewissen Zeiten noch giftiger seyn. Denn der Aberglaube sagt, daß bie Spinnen zu gewissen Zeiten, und besonders in den sogenannten Frauendreyßig oder 30 Tagen, nämlich vom 15ten August bis zum 8ten Sept., am allergiftigsten wären.

Da von diesen 30 Tagen noch so viele abergläubische und unsinnige Dinge behauptet werden, so muß man auch dieses Vorgeben von der angeblichen großen Giftigkeit der Spinnen dahin rechnen.

Selbst der Biß der Tarantul, von dessen Gefährlichkeit und sonderbaren Heilungsmethode man

ganze

ganze Bücher geschrieben, ist bey weitem nicht so gefährlich, als man bisher vorgegeben hat.

Denn es haben verschiedene Personen an sich selbst die Probe gemacht, und sich von der Tarantul beißen lassen, aber keine nachtheilige Folgen erfahren.

Ein neapolitanischer Arzt, Namens Bulifonius, setzte zwey Tarantuln unter das Hemd auf das bloße Fleisch des linken Arms, in Gegenwart eines Notarii und sechs Zeugen.

Sie bissen ihn, und der Biß war, wie von einer Mücke oder Biene.

Am folgenden Tage war die Wunde roth, und mit einem grüngelben Rande umgeben. Am dritten Tage schmerzte die Wunde und wurde braunröther.

So stand sie funfzehn Tage, und es erfolgte nicht der mindeste üble Zufall.

Das ist doch wohl entscheidend, daß der Biß der Tarantul nicht so gefährlich ist, als man sonst vorgab.

Auch der Leibarzt Serao in Neapel hat neuern Nachrichten zu Folge behauptet, daß

der

der Biß der Tarantul keinen größern Schaden zufüge als eine Bremse oder Wespe.

Im Jahre 1771 lebte im Dominikanerkloster in Neapel der Mönch Menasi, der in der Naturhistorie manche Entdeckung gemacht, und seit fünf Jahren Beobachtungen über die Spinnen angestellt hat.

Dieser bewies, daß sie nicht allein nicht giftig sind, sondern er aß sie auch sogar, und zwar auch diejenigen, welche man für die giftigsten hält, und selbst die Tarantul.

Hieraus folgt nun freylich noch nicht, daß auch der Biß der Tarantul, wenn ihr Gift ins Blut kömmt, nicht giftig seyn könne: allein, wie wenig auch ihr Biß schadet, haben wir so eben erwähnt.

Von unsern deutschen Spinnen ist nun gar kein Beyspiel bekannt, daß sie durch ihren Biß geschadet hätten; und wenn man ja Beyspiele dieser Art anführt (woran es gar nicht fehlt): so kann man doch sicher annehmen, daß es bloß Erzeugnisse des Aberglaubens oder der Unwissenheit in der Naturkunde sind.

Wir wollen daher die Spinnen, die in der freyen Natur sowohl, als auch in unsern Wohnungen, unsere beständige Gesellschafter sind, als ganz unschädliche, unschuldige und nützliche Thiere ansehen, und der allgemeine und fast unüberwindlich scheinende Abscheu gegen dieselben wird sich bald in schonende Vertraulichkeit umwandeln.

Tabellarische Uebersicht

der bisher als giftig oder nicht giftig gefundenen Thiere.

I.

Thiere, welche zwar von Natur nicht giftig sind, aber es doch unter mancherley Umständen und Verhältnissen leicht werden können.

A) Säugthiere.

1) Der Hund.
2) Der Wolf.
3) Der Fuchs.
4) Die Katze.

B) Vögel.

1) Die Trappe.
2) Das Rebhuhn.
3) Die Wachtel.
4) Die Wachholderdrossel.
5) Die Rothdrossel.

C) Fische.

Die Barbe.

D) Insekten.

Der Krebs.

E) Würmer.

Die Austern.

II.

Thiere, die von Natur giftig sind.

A) Amphibien.

1) Die gemeine Otter.
2) Die Kreuzotter.
3) Die schwarze Otter.

III.

Thiere, die zwar im eigentlichen Sinn nicht giftig sind, die aber dennoch durch ihren giftartigen Speichel, oder sonst durch einen andern bey sich habenden giftartigen ätzenden Saft schädlich werden können.

A) Amphibien.

1) Die Ringelnatter.
2) Die Kröte.
3) Die Kreuzkröte.
4) Die grüne Kröte.
5) Die kleine Wasserkröte.
6) Die eigentliche Wasserkröte.
7) Die veränderliche Kröte.
8) Der Wassersalamander.
9) Die Sumpfeidexe.
10) Der Molch oder Landsalamander.

IV.

Thiere, die man bisher fälschlich für giftig gehalten hat, die es aber gar nicht sind.

A) Säugthiere.

1) Die schwarze Hausratze.
2) Die Wanderratze.
3) Die Hausmaus.
4) Die große Feldmaus.
5) Die kleine Feldmaus.
6) Die Wasserratze.
7) Der Hamster.
8) Die große Haselmaus.
9) Die kleine Haselmaus.

B) Amphibien.

1) Die grüne Eidexe.
2) Die gemeine Eidexe.
3) Die Blindschleiche.

C) Fische.

Der Aal.

D) Insekten.

1) Der Brach- oder Juniuskäfer.
2) Der Schlagrüsselkäfer.
3) Die Holzwespe.
4) Die Spinne.

Alphabetisches Register.

A.

Aal. . . . . . Seite 107
Amphibien, f. giftige. . 39
— — nicht giftige. 53
Austern. 95

B.

Barbe. 29
Blindschleiche. . . . 103
Brachkäfer. 111

C.

D.

E.

Eidexe, gemeine. . 101
— grüne. . . . 97
— Sumpf= . . 71

F.

Feldmaus, große. . 90
— — kleine. . . 91
Fische. 29
Fuchs. 13

G.

H.

Haselmaus, große. S. 94
— — kleine. . 95
Hamster. 93
Hausmaus. 87
Hausratze. 82
Holzwespe. 113
Hund. 5

J.

Insekten. 32

K.

Katze. 16
Krebs. 32
Kreuzotter. 47
Kröte, gemeine. . . 59
— Kreuz= . . . 64
— grüne. . . . 65
— veränderliche. 69
— Wasser= kleine. 67
— eigentliche Wasser= 68

L.

L.

M.

Molch. . . . . S. 73

N.

O.

Otter, gemeine. . . 40
— Kreuz= . . . 47
— schwarze. . . 52

P.

Q.

R.

Rebhuhn. 23
Ringelnatter. . . . 53
Rothdrossel. . . . 26

S.

Salamander, Wasser= 70
— — Land= . . 73
Schlagrüsselkäfer. . . 113
Spinne. 116

T.

Thiere, die durch den Zufall giftig werden. . 5
Thiere, von Natur giftige. . . . S. 37
Thiere, die nur durch einen giftartigen ätzenden Saft schädlich werden. . . 58
— die man bisher fälschlich für giftig gehalten hat. . 82
Trappe. 19

V.

Vögel. 18

W.

Wachholderdrossel. . 25
Wachtel. 23
Wanderratze. . . . 85
Wasserratze. . . . 92
Wolf. 10
Würmer. 35

X.

Y.

Z.